

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **91 (1995)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

STEFAN BAUMEIER/JAN CARSTENSEN (Hg.): Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 6. Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum 1994. 223 S., Abb. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde – Beiträge, 6).

Der sechste Band der Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold ist sehr reich an Informationen; er enthält zwei Aufsätze, fünf kleine Beiträge und abschliessend Kurznachrichten.

Der erste Beitrag von Kurt Dröge über Flachsbrechen in Westfalen bestreitet die Hälfte des Bandes und besticht durch seine Genauigkeit. Die vorgelegten Untersuchungen sind auf die Region Westfalen-Lippe begrenzt. Der Autor stellt die Flachskultur als historisch gewachsene und vor allem stark gewandelte Erscheinung dar. Angesprochen sind Brauchtum, Arbeitsablauf und die Geräte selbst. Obwohl die Sachkultur im Vordergrund steht, gehen sozialgeschichtliche Aspekte nicht verloren. Regionale Ausprägung, Konstruktion und Häufigkeit der verschiedenen Arten des Flachsbrechens bilden den Mittelpunkt des Artikels. Kurt Dröge unterlegt seine Thesen stets mit aussagekräftigen Quellenbeispielen. Der Beitrag beginnt mit einer weitreichenden Übersicht über die Fachliteratur. Eine weitere Frage beschäftigt sich mit den Quellen: Welche sind für die Forschung aussagekräftig? Eine ausführlichere Kommentierung der Bildquellen wäre manchmal wünschenswert gewesen, da das Wesentliche einem ungeübten Betrachter nicht ohne weiteres auffällt. Der Abschnitt über Arbeits- und Brauchkultur ist bescheiden ausgefallen. Ausführlich zeigt der Autor hingegen die verschiedenen Flachsbrechertypen in Westfalen auf. Detailreiche Beschreibungen, viele Abbildungen und Karten eröffnen den Blick auf eine unvermutete Formenvielfalt. Die Karten sind gut auf den Text abgestimmt, womit das mühsame Hin- und Herblättern entfällt, das weiter vorne leider oft notwendig ist. Eine ausführliche Bibliographie beschliesst den Artikel.

Joachim Kleinmanns berichtet über das Haus des Distributors (Verwalter der Stiftskasse) Ludovici aus Neuenheerse, einem Dorf südöstlich von Paderborn. Der Paderborner Bischof Lutard und seine Schwester Walpurga hatten um 868 ein Damenstift in der Gemarkung des Dorfes Heerse gegründet. Das beschriebene Haus stammt aus dem Jahre 1608. Sein Aufbau im Museum erfolgte 1990, zehn Jahre nach seiner Übernahme. Heute dient es als Textilmagazin. Die genaue Konstruktionsbeschreibung mit Grundriss- und Aufrissskizzen wendet sich eher an Spezialisten als an durchschnittlich informierte Leserinnen und Leser. Die Perspektive des Autors bleibt nicht eingeeengt, vielmehr zieht er Vergleiche zu entsprechenden Häusern der Region.

Derselbe Autor stellt in einem kunsthistorischen Beitrag fünfzehn Wappenfenster aus dem Rietberger Franziskanerkloster vor. Die bemalten Scheiben des frühen 18. Jahrhunderts sind farbig abgebildet. Sie gelangten 1970 durch eine Notbergung ins Westfälische Freilichtmuseum. Nun sollen sie – restauriert – ihren Platz im Kloster bald wieder einnehmen können.

Mit der Tugend «Sparsamkeit» befasst sich Christian Mühldorfer-Vogt unter dem Titel «Wer den Pfennig nicht ehrt...». Von theoretischer Seite her verfolgt er den bürgerlichen Begriff «Sparsamkeit» vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Diese Tugend verhalf dem sozial aufsteigenden Bürgertum zu einem identitätsstiftenden Aspekt, um sich gegen Adel und Unterschicht abzugrenzen. Anhand pädagogischer Literatur zeigt der Autor seine Thesen auf. Er untersucht, wie der abstrakte Begriff «Sparsamkeit» zeitgeschichtlich eingebettet und museumsgerecht aufbereitet werden kann. Umsetzen liesse sich diese Anforderung etwa mit dem Objekt «Spardose». Die Aufgabe eines Museums sieht er darin, Verhaltensmuster vergangener Epochen mit Hilfe zeitgenössischer Quellen und Objekte sichtbar zu machen.

Jan Carstensens Beitrag «Vom Stummfilm zum Videofilm» befasst sich mit dem volkskundlichen Film im Museum, wo der Videoclip sowohl der Verfremdung als auch der Information dienen kann. Ein kurzer Überblick über das Filmschaffen zeigt auf, wie sich die Anforderungen an wissenschaftliche Filme in der Volkskunde geändert haben: War der ältere Filmtyp noch bestrebt, einen möglichst hohen Grad an Dokumentationstreue zu erreichen und die Person hinter der Kamera zu negieren, so geht es heute um eine kritische Dokumentation. Der Filmende ist Teil eines komplexen Geschehens geworden. Der Mensch rückt mehr in den Vordergrund, technische oder handwerkliche Vorgänge treten zurück. Dabei ist der Autor überzeugt, dass beide Formen ihre Berechtigung haben und der volkskundliche Film nicht überflüssig geworden ist.

Der Artikel «Ein Stickbild als Zeugnis für das Selbstverständnis lippischer Arbeiter am Ende des 1. Weltkriegs» von Christian Mühldorfer-Vogt und Annegret Tegtmeyer-Breit befasst sich mit einem aussergewöhnlichen Bild. Es geht nicht um ein religiöses Motiv. Vielmehr ist es der weltliche Spruch «Wir wollen den Frieden, Freiheit und Recht...», der sich um drei Portraits führender deutscher Sozialdemo-

kraten rankt. Das Bild steht im Zusammenhang mit der zeitgenössischen regionalen Arbeiterkultur und wird im Beitrag als solches analysiert.

Wer sich für die Vermehrung alter Getreide-, Runkel- und Flachssorten im Freilichtmuseum Detmold interessiert, erhält durch *Agnes Sternschultes* Aufsatz eine Übersicht über das aktuelle Geschehen.

Sehr vielfältig sind die Kurzberichte am Ende des Bandes. Es handelt sich dabei um eine Art Kurznachrichten. Zur Tugend «Sparsamkeit» leistet das Museum seinen eigenen Beitrag. Hier liefern Gebäudeteile, die sich für den Wiederaufbau nicht mehr eignen, den Grundstock für eine Sammlung spezieller Art. Interessante Fachwerk-Knotenpunkte werden aus dem Holzgerüst herausgetrennt und dokumentiert. Bis jetzt stehen schon zehn Verbindungstechniken als Unterrichtsmaterial zur Verfügung.

Besonders für die Sachkulturforschung ist dieser Band sehr aufschlussreich. Daneben gibt es einen vielfältigen Einblick in die Aktivitäten des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold. Die Autoren berichten über die neuesten Forschungsergebnisse, den Sammlungsaufbau, Gebäude und erworbene Objekte. Der Leser erhält Informationen zu Wechselausstellungen und Veranstaltungen. Wer eine Ausstellung verpasst hat, erfährt sogar, in welchem Museum er sein Versäumnis gegebenenfalls nachholen kann.

Ariane Dannacher-Brand

GUNDULA WOLTER: *Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose*. Marburg: Jonas Verlag 1994. 318 S., 227 Abb.

Das Wort «Hose» ist offensichtlich noch immer männlich konnotiert. Das bestätigt auch der doppelte Verweis (dass es hier um die von Frauen getragene Hose geht) im Titel von Gundula Wolters Buch.

«Hosen, weiblich» basiert auf einer 1993 an der Freien Universität Berlin im Fachbereich Geschichtswissenschaft/Kunstgeschichte eingereichten Dissertation und ist nun in der Buchfassung nicht nur an ein Fachpublikum, sondern auch an die an Kultur- und Frauengeschichte interessierten Leser gerichtet. Die thematisch in zwölf Kapitel gegliederte Untersuchung setzt Ende des 18. Jahrhunderts ein und verfolgt den Prozess der Etablierung der Hose als Kleidungsstück für Frauen bis heute. Die Kapitel sind jeweils nochmals in kleinere – und bequem in einem Zug zu lesende – Unterkapitel aufgeteilt und werden von einer kurzen Zusammenfassung abgeschlossen. Dem Text folgen ausführliche Anmerkungen, deren Durchsicht auf den Umfang und die sorgfältige Verarbeitung der Primärquellen (deutsche, englische und französische Zeitschriften und Modejournale, Ratgeber, Interviews, Spottlieder, Bildmaterial) schliessen lässt, sowie das Literaturverzeichnis und ein Bildnachweis.

Wolters auf Westeuropa und Nordamerika beschränkte Kulturgeschichte der Frauenhose versteht sich als Beitrag zur kostümhistorischen Grundlagenforschung und als Dokumentation dessen, was im bürgerlichen Zeitalter als sittlich, anständig und frauengemäss galt. Weiter will die Autorin mit ihrer Untersuchung zu klären versuchen, inwieweit die weibliche Adaptation der von Männern «besetzten» Hosen Rückschlüsse auf veränderte Rollenerwartungen an Frauen und Männer zulässt und ob die Erweiterung des weiblichen Bekleidungspektrums den Emanzipationsprozess beeinflusst.

So erfahren die Leser meist am Anfang der jeweiligen Kapitel auch etwas über die Frauenrechts- und Reformbewegung, über die Sittengeschichte, das Freizeitverhalten und die Geschichte des Sports für Frauen. Denn die Diskussion um die Frauenhose hängt eng mit diesen unterschiedlichen Bereichen zusammen. Sowohl jene mit einer historisch weiter zurückreichenden Geschichte (Reiten) als auch vor allem die im 19. Jahrhundert neu hinzukommenden (Radfahren, Turnen für Mädchen und Frauen, Wintersport, andere Formen der Lohnarbeit usw.) führten dazu, dass die Kleiderfrage sich neu stellte. Im Traditionssport Tennis jedoch müssen Wettkämpferinnen heute noch selbst bei kälterer Witterung kurze Röckchen tragen. Zudem werden sowohl nationale (wobei die skandinavischen Länder, Spanien, Portugal und Italien schlecht oder gar nicht vertreten sind) als auch soziale (sofern es die Quellenlage zulies) Differenzierungen bei der Annahme der Hose als weibliches Kleidungsstück von der Autorin berücksichtigt.

Das «Bloomer-Kostüm», eine Kombination aus kurzem Kleid und Hose, war der erste konkrete Vorschlag für eine Reform der Frauenkleidung, der auch eine öffentliche Diskussion über die bewegungshemmende und gesundheitsschädigende Damenmode, aber auch über den Zusammenhang von Kleidungsverhalten und gesellschaftlicher Rolle der Frau auslöste. Wolter hebt hervor, dass der «Bloomerismus» nicht nur zeitlich und räumlich nachhaltiger als bisher angenommen präsent blieb, sondern auch, dass der Leitbildcharakter, den dieser für die spätere Reformbekleidung und die Entwicklung der Arbeits- und Sportbekleidung hatte, bislang unterschätzt worden ist. In der Kleiderreformbewegung

konzentrierten sich die Reformerrinnen auf Verbesserungen der nicht sichtbaren Damenunterbekleidung (und versprachen sich durch diese «gemässigte» Veränderung eine grössere Teilnehmerzahl). Als *öffentlich* demonstrierter Wandel spielte die Sportbekleidung eine wichtige Rolle für die Verbreitung und Akzeptanz der Hose als weibliches Kleidungsstück. Ob das Hosentragen gutgeheissen wurde, hing jeweils auch von Alter, Figur oder Tätigkeit einer Frau ab.

Der Kern der Vorbehalte gegen Frauenhosen scheint die Angst vor tiefgreifenden Veränderungen, vor einer Neudefinition des Geschlechterverhältnisses und deren Konsequenzen gewesen zu sein. Veränderte Realitäten und Erschütterungen in der Gesellschaft – weniger die kleiderreformatoren Anstrengungen – sind der Grund, dass sich Hosen als Teil der weiblichen Garderobe etablieren konnten. Durch die kriegsbedingte Übernahme der Hose als angemessene Funktionskleidung und eine grössere Anzahl Frauen, die durch Berufstätigkeit auch über die Mittel verfügte, sich eine erschwingliche und in der Berufswelt tragbare Mode anzueignen, konnten Hosen schliesslich getragen werden, wann immer es angebracht war. Es ging nicht mehr um das «ob», sondern um das «wie» des Hosentragens. Je nach Anlass (Geschäftstermin, Luxusrestaurant) wird eine Frau in Hosen immer noch als «unpassend» angesehen betrachtet. Die Rezensentin kann das durch eigene Erfahrung bestätigen. Sie wurde 1989 während einer zweimonatigen Stage beim Auktionshaus Christie's in London darauf aufmerksam gemacht, dass hier die weiblichen Angestellten alle in Röcken zu erscheinen hätten.

Sehr deutlich werden Zusammenhänge und Entwicklungen, welche die Kulturgeschichte der Frauenhose beeinflussten, von Wolter aufgezeichnet. Ob nicht auch das Interesse der Textilindustrie einen grösseren als den hier genannten Einfluss auf die Akzeptanz oder Ablehnung der Hose in der Frauenmode hatte? Die kostümgeschichtliche, durch Abbildungen illustrierte Dokumentation ist vielleicht zu wenig reflektiert, doch sehr faktenreich.

Salome Hohl

DORIS SCHMID: Von der «Klostertsuppe» zum «Essen auf Rädern». Zur institutionalisierten Essensversorgung der Armen und sozial Benachteiligten in der Stadt Graz im 19. und 20. Jahrhundert. Exkurs: Betteln und brauchmässiges Heischen als Teil der Existenzsicherung. Graz: Karl-Franzens-Universität 1993. 286 S., Abb. + 14 S. Anhang (Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz, 94).

Doris Schmid ist die wissenschaftliche Aufarbeitung sozialer Fragen durch das Fach Volkskunde ein Anliegen. Besonders im Untertitel ihrer Dissertation wird die untersuchte soziale Problematik angesprochen, auf welche sie im Vorwort mit dem Brecht-Zitat hinweist: «Den Hochstehenden / gilt das Reden vom Essen als niedrig. / Das kommt: / Sie haben schon gegessen.» Es handelt sich bei dieser umfassenden Arbeit um die Erforschung von unterschichts- und randgruppenspezifischen sozialen Realitäten. Dabei geht es der Autorin nicht um eine chronologische Reihenfolge, sondern sie zeigt das Spektrum der institutionellen und organisierten Essensversorgungsmöglichkeiten ökonomisch und sozial Benachteiligter je nach deren finanziellen, physiologischen und psychologischen Voraussetzungen und im jeweiligen historischen und sozialpolitischen Kontext auf.

Bei dem sich über zwei Jahrhunderte erstreckenden Untersuchungszeitraum basiert die Darstellung des Themas im Graz des 19. Jahrhunderts auf Literaturstudien und Auswertung archivalischer Quellen. Von 1914 bis 1950 werden ausser den obigen Methoden noch die Lebenserinnerungen von Gewährspersonen ausgewertet, während von 1950 bis zur Gegenwart hauptsächlich die offene und teilweise die verdeckte «unstrukturierte teilnehmende Beobachtung» und das «narrative Interview» angewandt werden, neben der Sammlung und Analyse von Medienberichten.

Die Autorin hebt in ihrer Arbeit die Bedeutung der Befriedigung der primären Bedürfnisse der Essensversorgung und des menschenwürdigen Wohnens hervor. Sie fordert, dass diese angesichts der grossen Probleme per Gesetz in der Verfassung verankert werden müssten, und weist darauf hin, dass der zwingende Bedarf des Körpers an Nahrung die Menschen in Notsituationen Strategien zur Sicherung ihrer Essensversorgung entwickeln lässt. Andererseits zeigt sie auf, von welchen übergeordneten Ideologien, Obligationen und Gefühlen die Gebenden gelenkt werden und wie sie teilweise die Nehmenden lenken und beeinflussen.

Auch die Ursachen von Mangelsituationen sowie die Verhaltens- und Denkmuster, welche diese hervorrufen, und wie die Gesellschaft damit umgeht, werden erläutert. Doris Schmid erinnert an den allgemein bekannten Schluss, dass «ab einer bestimmten Breitenwirkung von Nahrungsmangel, Arbeitslosigkeit und Preissteigerung die betroffenen Teile der Bevölkerung entweder protestieren, streiken, revolutionieren oder für die Akzeptanz totalitärer Regime anfällig sind». Eine grosse Rolle spielen für die Unterstützungsbedürftigen, zu denen Alte, Kranke, Arbeitslose, Behinderte, kinderreiche Fami-

lien, Alleinerziehende und Fremde gehören können, Almosen, Armenpflege und -fürsorge, Sozialhilfe, Wohlfahrtsverbände sowie caritative und sozialarbeitende Organe und Personen. Die Untersuchungen der Autorin umfassen die Versorgung der Armen in geschlossenen Anstalten, in Spitälern, in Armen- und Siechenhäusern, in Arbeitshäusern und Zwangsanstalten, in Anstalten für Waisen, für Behinderte und Kranke. Die Aufnahmebedingungen, Erziehungsmassnahmen und Lebensverhältnisse in diesen Anstalten werden anschaulich dargestellt.

In einem weiteren Kapitel untersucht Schmid die Essensversorgung im 19. Jahrhundert. Eine grosse Rolle spielen dabei die «Klostertsuppe» oder die «Grazer Volksküche», Verköstigungen in städtischen Waisenhäusern, Suppenanstalten und Gaben von Pfarrarmen-Instituten. Sie gibt Beispiele für die quantitative und qualitative Zusammensetzung der Mahlzeiten und liefert Speisepläne und Speiseordnungen (im Anhang) dazu. Betteln und brauchmässiges Heischen zur Existenzsicherung sollen unterbunden werden. Indem Schmid auf die Grenzen der caritativen Hilfe und der christlichen Nächstenliebe hinweist, übt sie auch Kritik an den wohlthätigen Systemen. Wo möglich sollte Hilfestellung dazu dienen, so die Autorin, Selbsthilfekräfte zu mobilisieren und nicht Passivität zu unterstützen oder gar Ausnutzung zu fördern. Auch von der öffentlichen Hand würde die caritative Hilfe einkalkuliert.

Die Autorin fasst im Schlusskapitel zusammen, dass eine effiziente Hilfe dort ansetzen muss, wo Menschen aus den sozialen Netzen herausfallen und ihre soziale Sicherheit gefährdet ist. Besondere Bedeutung misst sie den Unterstützungen in den Primärbeziehungen (Familie, Verwandtschaft, Bekanntschaft) zu. Der Festigung der Persönlichkeitsstruktur gelte die grösste Aufmerksamkeit. «Eine von Eltern und Pädagogen den Kindern gegenüber praktizierte Sozialisierung ohne Leistungsdruck, Liebesentzug und Gewalt ist die Voraussetzung für soziale Sicherheit.»

Die Autorin engagiert sich in ihrer etwas breit angelegten Arbeit sehr für sozialpolitische Aspekte. Eine gleichwertige Berücksichtigung kulturwissenschaftlicher Perspektiven wäre sicher ein Plus gewesen.

Helga Greiner

LINDA DÉGH: *American Folklore and the Mass Media*. Bloomington: Indiana University Press 1994. 217 S., Abb. (Folklore Today).

Ausgehend von der Feststellung, dass Folklore in der modernen, industrialisierten und von den Massenmedien geprägten Welt keineswegs verschwindet, sondern im Gegenteil unter neuen Bedingungen eine enorme Verbreitung und Bedeutung erhält, untersucht Linda Dégh in ihrem Buch, wo und auf welche Weise sich – von der Verfasserin als «traditionell» bezeichnete – Folklore-Elemente in verschiedenen Massenmedien manifestieren, wie sie bewusst eingesetzt und von den Menschen verwendet werden. Zwangsläufig beschränkte sich die Autorin auf die ihr besonders naheliegenden Bereiche der Volksfrömmigkeit und der Erzählforschung, insbesondere des Märchens und der Sage. Da die so eher zufällig ausgewählten Beispiele nur einen kleinen Teil des Untersuchungsgegenstandes abdecken, ist das Buch wohl auch nicht als eine abgeschlossene Untersuchung mit definitiven wissenschaftlichen Ergebnissen zu verstehen, sondern vielmehr als eine anregende Präsentation von Material und Interpretationen.

Das Buch ist in sechs Kapitel unterteilt, wovon das erste Kapitel – unter dem Titel «The Variant and the Folklorization Process in the Basic Forms of Narration» – den theoretischen Rahmen für die folgenden Kapitel bieten soll. Im zweiten und dritten Kapitel – «Magic for Sale: Märchen and Legend in TV Advertising» und «Magic as a Mail-Order Commodity» – geht es um märchenhafte und magische Elemente in Werbestrategien, im vierten Kapitel um die Analogie in der Darstellung von Frauenkarrieren in Märchen und in modernen Medien. Das fünfte Kapitel handelt vom Einsatz von Tonbandaufnahmen bei Wundererlebnissen in einer Pfingstgemeinde, und das sechste Kapitel befasst sich mit dem Brauch, in lokalen Tageszeitungen Briefe an Tote zu publizieren. Als Anhang ist dem Buch eine kleine Sammlung von «In Memoriam»-Anzeigen beigelegt. Die beiden letzten Kapitel sind mit Fotos dokumentiert. Die ausführliche Bibliographie enthält unter anderem zahlreiche Arbeiten deutscher und schweizerischer VolkskundlerInnen, aber auch Titel aus den Gebieten der Philosophie, Ethnologie und Psychologie. Die einzelnen Untersuchungen basieren auf Daten, die Frau Dégh aufgrund ausgedehnter Feldforschungen gewonnen hat, sowie auf einer Sammlung von gedrucktem und handschriftlichem Material, Tonbandaufnahmen, Fotografien, informellen Gesprächen und Beobachtungen. Die InformantInnen stammen alle aus der Mittelschicht und sind Mitglieder derselben Gemeinde wie die Autorin.

Der etwas kurz geratene theoretische Teil geht vom Begriffspaar «Typus» – «Variante» aus. Die Autorin misst der Variante oder Variierbarkeit eine grosse Bedeutung zu, da sie in der unsicheren,

ständig im Wandel begriffenen Massengesellschaft ein Moment der Kontinuität darstelle. Um die Regeln der Verbreitung erkennen zu können, sollen nicht nur ganze erzählerische Texte berücksichtigt werden, sondern auch Bestandteile ohne erzählerischen Kern sowie Texte, die sich in anderer Form realisieren als in der mündlichen Erzählung oder in der literarischen Fixierung. Wichtig ist, dass Dégh die Trennung von mündlicher und schriftlicher Überlieferung aufhebt und aufzeigt, dass die Erschaffung und Verbreitung von Märchen- und Sagentypen und -varianten aus einer fortlaufenden Interdependenz zwischen mündlicher und schriftlicher Formulierung entsteht. Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Ausführungen legt die Autorin den einzelnen Kapiteln folgende drei Fragen zugrunde: 1. Welches sind die Konstanten und die Variablen in Inhalt und Stil, und welcher Art ist die (mediale) Aufmachung, die notwendig ist, um alte Ideen für moderne, praktische und utilitaristische Zwecke dienlich zu machen? 2. Wie werden Textvarianten kreiert, und wie wird durch Schreiben, Drucken, Fotokopieren, Tonbandaufnahmen oder Fotografien *fixity* erreicht? 3. Wie werden die Medien gebraucht, um den Konsum zu fördern, und wie werden die Medien von Individuen dazu verwendet, um traditionelle Praktiken aufrechtzuerhalten, neu zu erfinden und zu transformieren?

Im Rahmen dieser Besprechung kann nicht auf alle Kapitel detailliert eingegangen werden. Bemerkenswert scheint mir das fünfte Kapitel «Tape-Recording Miracles for Everyday Living – The Ethnography of a Pentecostal Community», in dem aufgezeigt wird, wie sich Volksfrömmigkeits- und Erzählforschung überschneiden können und wie Tonbandaufnahmen einerseits zur Stabilisierung, andererseits zur Weiterverbreitung und Variierung mündlicher Wundererzählungen eingesetzt werden. Hier liegt bestimmt ein wichtiger Aspekt der modernen Volkskunde, die sich mit Medien beschäftigt, nämlich nicht die Medien von aussen her in ihrer – vermeintlich positiven oder negativen – Wirkung zu untersuchen, sondern von daher, was Menschen selber mit Medien tun, wie sie es tun und wozu sie es tun.

Leider beschliesst Linda Dégh ihr Buch nicht mit einem theoretischen Abschlusskapitel und nimmt auch in den einzelnen Kapiteln wenig Bezug auf ihren theoretischen Rahmen, so dass sie untereinander etwas zusammenhanglos erscheinen. «Folklore and the Mass Media» scheint mir in erster Linie eine thematisch breit gefächerte und vielseitige Einführung in eine weiter gefasste Erzählforschung zu sein. Linda Dégh selbst hat sich dabei auf die eher klassischen Massenmedien beschränkt, was im Computerzeitalter vielleicht als ein Manko gelten kann, aber auch als Anreiz für VolkskundlerInnen, ähnliche und weiterführende Arbeiten auf dem Gebiet der neuesten Medien zu leisten.

Mirjam Gass

MARIE BEYME: «Fränzeli's Kinderjahre». Fast eine Idylle in Klingnau. Hg. von Walter Nef in Zusammenarbeit mit Paul Hugger und Peter Widmer. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1993. 69 S., 16 Farb- und 2 s/w-Abb. (Das Volkskundliche Taschenbuch, 3).

In aller Regel werden Autobiographien oder biographische Erinnerungen für nachkommende Generationen geschrieben. Bei «Fränzeli's Kinderjahre» von Marie Beyme verhält es sich genau umgekehrt: Hier hatte im grossbürgerlichen Zürich des Jahres 1941 eine Tochter (eben jene Marie Beyme, 1896–1972) die wiederholt erzählten Kindheitserinnerungen ihrer Mutter (Franziska «Fränzeli» Beyme, geb. Heer, 1861–1946) in Wort und Bild nachgezeichnet und der Mutter zum 80. Geburtstag verehrt. Lebensgeschichtliche Erinnerung als verfügbare Geschichte(n), als Lesestoff für hier und jetzt. Keine der beiden zu jenem Zeitpunkt geschiedenen und allein in bescheidenen Verhältnissen lebenden Frauen hatte ahnen können, dass diese persönliche Gabe einmal von öffentlichem Interesse sein würde. Gut ein halbes Jahrhundert später ist sie – nach «Zwischenlager» in einem Zürcher Buchantiquariat – auf den öffentlichen Weg gebracht, als Band 3 der jüngsten Publikationsreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, «Das Volkskundliche Taschenbuch» (1993ff.), noch im ersten Jahr der Reihe erschienen. Ein schmales, durch leserfreundlich grosse Lettern sowie 16 farbige und zwei schwarz-weiße Illustrationen ansprechendes Bändchen ist daraus geworden, knapp 70 Seiten umfassend und mit Geleitwort, Vorlagentreue, wohldosierten Anmerkungen und Nachwort (die Lebensläufe enthaltend) sowie Literaturhinweisen klassisch ediert.

Die Einbandillustration, die das «Fränzeli» im Alter von etwa 2 Jahren fröhlich strampelnd in (s)einer hölzernen Kufenwiege zeigt, stimmt erwartungsvoll auf eine liebenswürdige und als glücklich bis idyllisch konnotierte Kindheitsschilderung ein. Der von den Herausgebern zugesetzte Untertitel «Fast eine Idylle in Klingnau» schränkt diese Erwartung zwar ein, erzeugt aber dadurch auch Neugier auf das Lesewerk und auf das eigene Urteil. Die Lektüre führt dann in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Familie Heer nach Klingnau, einem ländlich geprägten Städtchen im Aargau. Dort wird «Fränzeli» als 11. oder 13. Kind 1861 geboren, ist aber – aufgrund der damals noch herrschenden hohen

Kindersterblichkeit – das erst dritte überlebende Kind. Auf diese «harten» Daten setzen die Erinnerungen beim zweiten Lebensjahr ein. In knapp 30, nicht immer einsichtig chronologisch aneinandergereihten Sequenzen oder Episoden erfahren wir – veranschaulicht durch hübsch und in sanften Farben gemalte Szenenbilder – von «Fränzeli» ausgeglichenem Naturell, ihrer Folgsamkeit und nicht zuletzt der daraus resultierenden Beliebtheit sowie der nur bei ihr geduldeten Du-Anrede der Eltern, vom Spiel auf Wiesen und Gassen, vom naiven Umgang mit Themen aus dem Kindergottesdienst, vom Singen als liebstem Schulfach, von Streichen usw.; wir erfahren aber auch von den kleineren und grösseren Pflichten in der Familie (Mithilfe im ländlichen Haushalt), von der Angst des zehnjährigen Mädchens vor der im Sterben «fremd» gewordenen Mutter, von der Auflösung der Familie nach dem Tod des Familienmittelpunkts und Unterbringung der Kleinen bei Verwandten usw. Mit dem In-Dienst-Gehen der etwa Vierzehnjährigen (Kindermädchenstelle in Aarau) ist die mit Licht- und Schattenseiten gezeichnete Kindheit beendet.

Die Lektüre ergibt: In «Fränzeli Kinderjahre» von Marie Beyme ist eine historische Kindheit überliefert, die individuell erlebt worden ist, deren Verlauf aber als exemplarisch für Mädchen der ländlichen Region des 19. Jahrhunderts gelten kann. Ausdruck des Bewusstseins dessen ist vielleicht der weitgehend doch gleichmässig schlichte, dem Bericht meist mehr als der Erzählung verpflichtete Sprachstil. Emphase jedenfalls unterbleibt; Sentimentalisierung und Verbrämung liegen fern, desgleichen aber auch kritische Reflexion (z. B. über die unzureichende Schulausbildung) und Anklage (z. B. gegen eine versagte, ja nie zur Diskussion gestandene Berufsausbildung) oder Hader mit dem Schicksal (früher Verlust der Mutter). Nicht selten gewinnt man beim Lesen des Textes den Eindruck, die erinnernde Franziska Beyme erzähle bzw. schreibe selbst.

Autobiographien bilden fraglos eine wichtige Quelle historischen Sozial- und Alltagslebens. Obgleich zweiter Hand, gilt dies auch für die hier angezeigte Kindheitserinnerung. Was deren Bedeutung im Reigen der lebensgeschichtlichen Überlieferung sogar mehr, ist ihr kommunikativer Ursprung: «Fränzeli Kinderjahre» von Marie Beyme dokumentiert «Alltägliches Erzählen». Allein das schon rechtfertigt ihre Edition.

Den Initiator der volkskundlichen Taschenbuchreihe und Protector der «kleinen» Autobiographien, Paul Hugger, ehrt, dass er mit Walter Nef und Peter Widmer als Herausgeber und Bearbeiter das Zürcher Manuskript dorthin überantwortete, von wo es Zeugnis gibt und wohin es gehört: nach Klingnau.

Erika Lindig

GABRIELE HOFMANN (Hg.): Über den Zaun geguckt: Freizeit auf dem Dauercampingplatz und in der Kleingartenanlage. Mit Beiträgen von Dorli Cosmutia... (u. a.). Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie 1994. 232 S., Abb. (Kulturanthropologie-Notizen, 45).

«... ganz geheimnisvoll machte er mir deutlich, dass ich ihm folgen sollte. Er sagte, ich solle mich ganz dicht an diese Kiste stellen, was ich auch tat. Plötzlich riss er mit einem Ruck den Deckel von der Kiste ganz weit auf, und vor mir eröffnete sich ein tiefes Loch. Er: <Da passen Sie auch noch rein.> Ich war beeindruckt. Er hatte eine ca. 1,5 Meter hohe Kiste als Stauraum in die Erde gelassen.»

Die auf den ersten Blick bieder erscheinende Welt der Dauercamper offenbart Unter- und Hintergründiges: Im Rahmen eines ambitionierten Projekts hat eine kleine Gruppe Studierender unter Anleitung von Gabriele Hofmann die Strukturen eines Dauercampingplatzes im Taunus und einer Frankfurter Kleingartenanlage unter die Lupe genommen. Ihre auf Beobachtungen, qualitative Interviews, schriftliche Quellen und Literaturstudien gestützten Ergebnisse legen sie in einem bebilderten Sammelband vor. Sie setzen sich mit der Verortung der untersuchten Gruppen im sozialen Raum auseinander und interpretieren Brüche und Spannungen zwischen Selbstbildern, Handlungen und Lebensweisen. Ein anfangs angestrebter Vergleich findet sich nur in Ansätzen, da sich die Kleingartengruppe bis auf einen Studenten aufgelöst hat: Sieben der neun Aufsätze beschäftigen sich deshalb mit dem Dauercampingplatz und der Geschichte des Campingwesens.

Die Ausgangsthese – beide (Freizeit)Formen verweisen auf Defizite städtischen Wohnens und stellen einen immobilien Eigenheimersatz dar – musste im Lauf der Befragungen, die jeweils an Wochenenden stattfanden und sich zunächst auf halbstandardisierte (und im Band leider nicht abgedruckte) Fragebogen stützten, relativiert werden, da sie sich an einer – oft diskriminierenden – Fremdwahrnehmung orientierten und die Eigensicht der Gruppen ausser acht liessen. Fokussiert wurde nunmehr die Selbstwahrnehmung der untersuchten Gruppen und deren Verortung im sozialen Raum. Während sich die DauercamperInnen über eine potentielle oder periodische Mobilität identifizierten, in der Campingbe-

wegung und ihren Werten wie Weltoffenheit, Hilfsbereitschaft, Bescheidenheit und Naturverbundenheit ihren Platz sahen, definierten sich die KleingärtnerInnen eher über ihre (wenn auch simulierte) Autarkie und ihre Subsistenzorientierung. Die im Band dokumentierten Beobachtungen sowie die Deutung von Interview-Ausschnitten und schriftlichen Quellen (z. B. Campingzeitschriften aus den 1950er und 60er Jahren) jedoch lassen Ambivalenzen und die Brüchigkeit von Prinzipien und Idealen erkennen. So weist der Umgang mit dem Eigensynonym «Zigeuner», der geprägt wird durch eine romantische Überhöhung und Exotisierung bei gleichzeitiger Abgrenzung aufgrund negativer Vorurteile, auf einen widersprüchlichen Umgang mit Fremdem hin. Interessant sind hier auch die Überlegungen zum Gespann Auto und Wohnwagen, das als Objektivation von Sehnsüchten nach Freiheit und Abenteuer, aber auch als Metapher für das spannungsvolle Verhältnis zwischen Flexibilität und Stagnation, zwischen Reiselust und dem Bedürfnis nach Bekanntem, das Sicherheit vermittelt, interpretiert werden kann. Jedoch erscheinen manche Gegensätze nur auf den ersten Blick als unvereinbar. Mit Fingerspitzengefühl wird diese Harmonisierungsleistung z. B. am Freiheitsbegriff deutlich gemacht, der sich nicht aus grossen Utopien speist, sondern ganz pragmatisch als Möglichkeit eines Rückzugs in die Privatsphäre ohne lästige Verpflichtungen erscheint. Strenge Campingplatz- und Kleingarten-Verordnungen stellen so keine Schmälerung, sondern im Gegenteil einen Schutz der individuellen Freiheit dar, die hier nicht als Horizont, sondern als Grenze erscheint.

Die Quellen- und Methodenvielfalt des Bandes und die breite Literaturrezeption (wobei sich hier ein Blick über Sprach- und Landesgrenzen in Publikationen aus ähnlichen Projekten in der Westschweiz gelohnt hätte) weisen auf eine fundierte und vernetzte Auseinandersetzung mit dem Thema hin, wie sie wohl für Studierende nur im Rahmen eines Projekts möglich ist. Die Aufsätze eröffnen viele Einblicke, sind aber nicht alle gleich gelungen. Vorgehensweise und Argumentation scheinen stellenweise gewagt und vermitteln oft einen etwas skizzenhaften Eindruck, der durch die mangelnde formale Einheitlichkeit der Texte (z. B. in Bezug auf die unterschiedliche Handhabung von Fussnoten und Literaturnachweisen) verstärkt wird; nicht alle AutorInnen scheinen sich an das gleiche Zielpublikum zu richten.

Bei der Lektüre hätte ich mir ab und zu längere Beschreibungen der Beobachtungen, der Atmosphäre und der (wie es scheint zuweilen auch ins Bedrohliche kippenden) Begegnungen gewünscht: Die Befragten und Beobachteten kommen zwar oft zu Wort, erscheinen schliesslich aber doch ziemlich stereotyp – das Geschlechterverhältnis als unterscheidendes Moment innerhalb der Gruppe z. B. wird kaum thematisiert. Trotzdem vermittelt der Band keine akademische Sicht auf das «verwunderliche Leben einfacher Leute», wie von einem Teilnehmer zu Beginn der Feldforschung befürchtet, sondern eine inspirierende Auseinandersetzung mit dem Thema.

Sibylle Obrecht

KARIN STUKENBROCK: Abtreibung im ländlichen Raum Schleswig-Holsteins im 18. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung auf der Basis von Gerichtsakten. Neumünster: Wachholtz 1993. 153 S. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 28).

Die Abtreibungsfrage gehört seit Beginn dieses Jahrhunderts zu den zentralen Anliegen der Frauenbewegung, werden doch in den diese als (Tötungs)delikt definierenden Strafnormen und vor allem in den entsprechenden Diskursen in paradigmatischer Weise die unterschiedlichen historischen Formen des gesellschaftlichen Zugriffs auf den weiblichen Körper bzw. dessen reproduktive Fähigkeiten sichtbar. Dennoch ist die Geschichte des Schwangerschaftsabbruchs auch nach 25jähriger frauen- und geschlechtergeschichtlicher Forschung überraschenderweise noch weitgehend ungeschrieben. Karin Stukenbrock wählt in ihrer Arbeit einen dreifachen Zugang zum Thema. Die Untersuchung des rechtlichen Rahmens (das Strafrecht im Kontext der Carolina, eine Reihe berufsständischer Verordnungen für Hebammen, Apotheker und Medizinpersonen sowie die Polizeiordnung Schleswig-Holsteins), innerhalb dessen Abtreibungen als Delikt kriminalisiert bzw. zu verhindern gesucht wurden, verweist auf das auch auf der Ebene der gelehrten Diskurse deutlich werdende stereotype Bild der Abtreibenden: ledige Dienstmädchen gelten als grundsätzlich «verdächtige Weibspersonen», ihnen sind vom Apotheker keine treibenden Mittel abzugeben, Hebammen, Mütter, Dienstherrinnen (Frauen des unmittelbaren sozialen Umfeldes also) werden per Verordnung zu besonderer Aufsicht und Kontrolle angewiesen.

Ausgehend von den Eingaben auf eine mit 100 Dukaten dotierte Preisfrage aus dem Jahre 1780 («Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun?») zeichnet Stukenbrock im zweiten Teil ihrer Studie die Konturen der von aufgeklärten Kameralisten, Juristen und Medizinern geführten Debatte um den Kindsmord nach, in deren Kontext die zwar zahlenmässig häufigere, aber wegen der schwierigeren Nachweisbarkeit weniger präsenste Abtreibung ebenfalls verhandelt

wird. Dabei zeigt sich u. a., wie peuplistische Zielvorgaben des aufgeklärt-absolutistischen Staates und die einsetzende Medikalisation der Gesellschaft ineinandergreifen, indem insbesondere gelehrte Mediziner sich immer mehr als Fachautoritäten sowohl bei der Entwicklung von Programmen zur Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik wie auch in der Praxis als gerichtsmedizinische Gutachter gegenüber der Konkurrenz anderer Heilpersonen etablieren können. Gleichzeitig erfährt die Kriminalisierbarkeit der Abtreibung durch eine Reihe komplex ineinandergreifender diskursiver Verschiebungen einige zentrale neue Akzente. Die Frage nach dem Beginn des Lebens – und damit einer «legalen» Abtreibung vor dieser Zeit – wird neu entschieden, und der Lebensbeginn auf den Zeitpunkt der Empfängnis vorverlegt; ausserdem wird im Kontext der staatlichen Bevölkerungspolitik der Fötus als zukünftiger Bürger und Eigentum des Staates betrachtet. In dieser Neuformulierung erscheint Abtreibung grundsätzlich als Mord, eine strafrechtliche Verschärfung, die jedoch nach Stukenbrock durch eine Reihe weiterer Faktoren gewissermassen kompensiert wird. Denn solange die von der Frau verspürten Kindsregungen das einzig verlässliche Schwangerschaftszeichen sind, bleibt der Nachweis einer stattgefundenen Abtreibung für Juristen und Mediziner ein grundsätzliches Problem. Erstmals wird im Kontext jenes Gelehrten Diskurses auch eine sozialpolitische Diskussion um die Ursachen von Abtreibung und Kindsmord geführt, aus deren Erkenntnissen sich eine entsprechende, vor allem erzieherische und kontrollierende Präventivpolitik ableiten sollte. Einem biologistischen Erklärungsmuster verhaftet, werden die Ursachen dieser Delikte weniger in sozioökonomischen und geschlechtsspezifischen Notlagen als in der besonderen geistigen Verwirrtheit der sexuell noch unerfahrenen ledigen jungen Frau gesucht, die entsprechend ihrem Geschlechtscharakter in einer derart existentiellen Krisensituation nicht anders als verzweifelt handeln könne.

Die regionalgeschichtliche Dimension der Untersuchung ergibt sich vor allem im letzten Teil der Untersuchung, der, ausgehend von den Abtreibungsklagen, die im 18. Jahrhundert vor schleswig-holsteinische Gerichte kamen, der Rechtspraxis und insbesondere den lebensweltlichen Bezügen der unter Abtreibungsverdacht stehenden Frauen nachspürt. Besonders deutlich wird dabei, wie sehr die Lebenswirklichkeit wie auch die Motive der abtreibenden Frauen und ihres dabei zum Teil involvierten Umfeldes (Dienstherrinnen, (Ehe)männer, Mütter etc.) von den diskursiv produzierten Bildern und Erklärungsmustern abweichen. Die betroffenen Frauen werden als durchaus strategisch handelnde Personen sichtbar gemacht, die jenen medizinisch-juristischen Freiraum der schwierigen Nachweisbarkeit einer Abtreibung für sich zu nutzen wissen, gleichzeitig aber auch je individuell den vielfältig sich überlagernden sozialen Abhängigkeiten (bedingt durch Geschlechtszugehörigkeit, sozialen Status, familiäre Bindungen bzw. Bindungslosigkeit) jener ländlichen Gesellschaft unterworfen sind, die das Handlungsfeld der Frauen ebenso definieren wie Gesetze und Diskurse, und in deren Kontext eine Abtreibung zum einzig gangbaren Ausweg aus einer Notlage werden konnte.

Obwohl Karin Stukenbrocks Studie eine Reihe wertvoller und differenzierter Einsichten in die Lebenswelt der vor Gericht stehenden Frauen vermittelt, die hier der Kürze wegen nicht ausführlich referiert werden können, fehlt der Arbeit m.E. in einigen Bereichen der Rückhalt reflektierter analytischer Konzepte (dass es sich bei der hier besprochenen Arbeit um eine ursprünglich als Magisterarbeit verfasste Studie handelt, soll diese Kritik mit der nötigen Relativierung versehen!). Insbesondere die bisweilen stark quantifizierende und auf Repräsentativitätsmerkmale der «Sozialdaten» der abtreibenden Frauen und ihrer Umgebung abzielende Darstellung wirkt störend und unangemessen in Anbetracht der doch eher kleinen Fallmasse (die vermutlich auf eine hohe Dunkelziffer zurückzuführen ist) – leider ist mir ausserdem unklar geblieben, ob die Autorin tatsächlich mit zwanzig oder aber mit sechs Fällen eingehend gearbeitet hat. Anstelle des etwas vergeblichen Bemühens um wissenschaftlich «repräsentative Aussagen» (wenn z. B. nur in vier Fällen überhaupt Angaben zum Alter der Angeklagten vorliegen) hätte eine bewusster mikrohistorisch inspirierte Lektüre der Quellen und grössere Sensibilität gegenüber der Verhörsituation (einer doch sehr spezifischen Entstehungsbedingung für Texte) der Arbeit an einigen Stellen sicher zu mehr Tiefenschärfe verhelfen können. Schade denn auch, dass die Autorin die m.E. in methodischer Hinsicht wegweisenden Arbeiten Regina Schultes und Barbara Dudens einzig als zusätzliche Referenzen für Daten, nicht aber als Anregung für den Umgang mit so sperrigem Material, wie es gerichtliche Verhöre und Berichte über weibliche Körpererfahrungen sind, zu nutzen versuchte (eine in dieser Hinsicht ebenfalls sehr anregende Arbeit wäre Arlette Farges «Das brüchige Leben», Berlin 1989). Unklar schliesslich ist mir die Vermittlung der rechts-, diskurs- und alltagsgeschichtlichen Untersuchungsebenen geblieben. Abgesehen von der Frage, wie ausführlich die ersten beiden Aspekte in einer lokal- bzw. alltagsgeschichtlichen Untersuchung referiert werden müssen, bleibt es grundsätzlich problematisch, von der dichotomischen Gegenüberstellung einer «geistesgeschichtlichen» (die «Vorstellung der Zeitgenossen» bezeichnenden) Ebene und den sog. real-existenten Bedingungen der in

den Gerichtsquellen dokumentierten Lebenswelt auszugehen. In dieser Hinsicht wäre eine systematische Frage nach der gesellschaftspolitischen Funktion von Diskursen (und nicht nur nach dem Inhalt ihrer Argumente), in denen Abtreibung u. a. als reines Frauen- und Unterschichtendelikt konstituiert wird, natürlich spannend und könnte Verbindungen nicht zuletzt zur Verhörlogik und zur Strafrechtspraxis lokaler Gerichte ermöglichen.

Claudia Töngi

TOMAS TOMASEK: Das deutsche Rätsel im Mittelalter. Tübingen: Niemeyer 1994. X, 372 S. (Hermaea N.F., 69).

In der Einleitung dieser im Jahre 1989 an der Philosophischen Fakultät der Universität Kiel eingereichten Habilitationsschrift setzt der Verfasser in Hinsicht auf seine Thematik für das Mittelalter die Zeit von Karl dem Grossen bis zum Jahre 1500 fest, als das Strassburger Rätselbuch im Druck erschien. Als deutsche Rätsel werden die in deutscher Sprache verfassten Texte dieser Gattung bezeichnet. Der Verfasser merkt zudem an, das Rätsel sei historisch und geographisch in unterschiedlicher Weise bewertet worden, d. h. seine Anwendung sei beispielsweise im Mittelalter erheblich grösser gewesen als heute.

Nach diesen notwendigen Präzisierungen beschäftigt sich der Verfasser mit dem Rätselbegriff und -phänomen in historischer Sicht und zeigt, dass Merkmale wie «Spiel», «mythischer Ernst» und «Lösbarkeit», die für frühere Generationen ausschlaggebend waren, durch «Spiel-Ernst», «Verfügbarkeit-Gebundenheit» und «Ratbarkeit-Unratbarkeit» zu ersetzen sind.

Er untersucht das Rätsel als Textsorte, die Textfunktionen und -strukturen, erläutert dann die Kriterien der Korpusbildung und stellt die Entwicklung des deutschen Rätselbegriffs dar. Es folgen die Vorgeschichte des deutschen Rätsels (das Kuhrätsel, die Muster «Ich-sah» und «Es-kam» usw.), die althochdeutschen Rätsel, die Rätsel in der Tradition des Appoloniusromans und in der Wolfram-Tradition, die Sangspruchrätsel und die Fragebündelungen. Das kleine Kapitel über die Reimpaarrätsel des 15. und 16. Jahrhunderts und die Schlussbemerkungen runden und schliessen diese gründliche Untersuchung ab. Ein eindrucksvolles Literaturverzeichnis (Quellen, Wörterbücher, Sekundärliteratur) und zwei Register begleiten das Buch und erleichtern seine Benutzung.

Der Verfasser findet und untersucht weit über 150 Rätsel, was für das Mittelalter eine bemerkenswert grosse Zahl darstellt. Die Meinung, dass als «Geburtsstätte des deutschen Rätsels [...] das frühmittelalterliche Kloster anzusehen ist» (S. 156), muss jedoch mit einem Fragezeichen versehen werden. Die Äusserung stimmt sicherlich für die schriftliche Tradition des deutschen Rätsels. Eine gleichzeitig existierende mündliche Tradition kann aber nicht ausgeschlossen werden. Die fehlenden Belege darüber sind kein sicheres Argument für ein mangelndes Interesse an Rätseln im bäuerlichen Milieu. Auch die Titel der vom Verfasser besprochenen Texte sind nur zum Teil gelehrte Begriffe («ABC», «Alphabet», «Buchstabe» usw.), andere («Ei und Küken», «Ente», «Esel», «Hahn», «Laus», «Nadel» usw.) könnten ebensogut im Dorfmilieu entstanden sein.

Die Mündlichkeitsforscher sind Tomas Tomasek für die gründliche und leidenschaftlich durchgeführte Arbeit sehr dankbar.

Ion Talos

NILS HANSEN: Meldorf 1900. Zum Alltags- und Mentalitätswandel in einer westholsteinischen Kleinstadt unter dem Einfluss der Industrialisierung (1869–1914). Neumünster: Wachholtz 1993. 284 S., Abb. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 29).

Die vielfältigen Veränderungen und Modernisierungsschübe, die die Grossstädte und Industriestandorte Ende 19./Anfang 20. Jahrhundert erfahren haben, sind in der Geschichte der Industrialisierung gut untersucht. Wie und in welchem Masse aber eine Kleinstadt fernab derartiger Zentren die Industrialisierung und deren Auswirkungen erfahren hat, ist Gegenstand der vorliegenden Dissertation. Die Arbeit ist in neun Kapitel mit jeweils drei Unterkapiteln gegliedert, welche kurz zusammengefasst sind. Die Anmerkungen selbst folgen dem Text. Der Autor stützt sich auf einen reichhaltigen Bestand archivalischer Quellen; ein ausführliches Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis findet sich im Anhang.

Studienobjekt für den Zeitraum 1869–1914 ist die im Südwesten Schleswig-Holsteins gelegene Stadt Meldorf. Die ersten drei Kapitel vermitteln einen Überblick über das historische Umfeld, die Stadtentwicklung und die sozialen Strukturen von Meldorf. Die Titel der jeweiligen Unterkapitel verweisen auf

die untersuchten Bereiche, z. B. «Industrialisierung in Schleswig-Holstein», «Verkehr und Wirtschaft», «Die gesellschaftliche Schichtung» etc. Dieses Vorgehen erlaubt dem Autor einen Vergleich mit dem Katalog der Urbanisierungsmerkmale in Preussen (wie ihn H. Matzerath 1985 aufgestellt hat) und führt zur Schlussfolgerung, dass Meldorf als Kleinstadt durchaus in den allgemeinen Prozess der industriellen Stadtentwicklung einzubeziehen ist.

In den vier folgenden Kapiteln geht der Autor den epochalen Wandlungsprozessen nach, wobei er sich m.E. recht problematischer Titel wie «Nervöse Zeiten», «Sonst und Jetzt», «Fortschrittsglaube» und «Irritationen» bedient, die aber zugleich auf die mentalitätsgeschichtlichen Aspekte verweisen. So werden von aussen und innen kommende Einflüsse verschiedenster Art (u. a. solche der Kommunikation, der Auswirkungen der Pflege von Traditionen und des historischen Bewusstseins auf den Alltag der Meldorfer Bevölkerung) berücksichtigt, aber auch z. B. Enttäuschungen, Verunsicherungen oder Akzeptanz der Bevölkerung gegenüber den vielfältigen Neuerungen der Zeit, sei es im Gesundheitswesen, im Verkehrswesen oder anderen Bereichen. Der Autor vertritt die Ansicht, dass ein Teil der Bevölkerung auf die Modernisierungen massiv verunsichert reagierte und sich mit einer rückwärtsgewandten Schau ihrer bisherigen Werte versicherte, der Grossteil der Bevölkerung jedoch Traditionelles mit Fortschrittsglauben verband. Hier bleibt zu hinterfragen, ob die vergangene Zeit nicht zu sehr vom heutigen Standpunkt aus betrachtet und erklärt wird.

Im Schlusskapitel wird Wert auf die volkskundliche Sichtweise gelegt: Dem verwendeten Modernisierungsbegriff müsse als weiterer Bestandteil der Aspekt des Bewusstseinswandels hinzugefügt werden, da eine starke geistige Auseinandersetzung in der Bevölkerung stattfand. Obwohl sich insgesamt die Modernisierungsvorgänge in der Kleinstadt Meldorf «sanfter» als in den Zentren vollzogen, müsse das gängige Bild von der «Provinz» und dem «Provinzler» korrigiert werden.

Es handelt sich hier ohne Zweifel um eine sehr aufwendige Arbeit, die viel wertvolles Material zugänglich gemacht hat. Vermisst wird eine tiefergehende Analyse in kulturwissenschaftlicher Hinsicht. Wenn es erklärtes Ziel des Autors ist, den mentalitätsgeschichtlichen Aspekten stärkere Beachtung zu widmen, sollte dann dieser Anspruch nicht auch mehr «Nähe zum Menschen» beinhalten?

Heidrun Flükiger

SPIELWELTEN DER KINDER AN RHEIN UND MAAS. Begleitband und Katalog zur Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland, Amt für rheinische Volkskunde, Rheinisches Museumsamt in Zusammenarbeit mit Limburgs Volkskundig Centrum, Musée de la vie Wallonne, Liège, Ministère des Affaires culturelles Grand-Duché Luxembourg. Redaktion: Michael Krieger. Pullheim/Köln: Rheinland-Verlag 1993. 360 S., Abb. (Werken und Wohnen. Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, 21).

Als Begleitband zur Wanderausstellung «Spielwelten der Kinder an Rhein und Maas» ist die vorliegende Publikation erschienen, die sich in zwei nicht aufeinander bezogene Hauptteile untergliedert: einen zwölf Beiträge umfassenden Aufsatzteil (S. 15–248) und den Katalog der Ausstellung (S. 249–346).

Über die (Wander-)Ausstellung erfährt man leider nur wenig: Aus der jahrelangen Zusammenarbeit zwischen dem Limburgs Volkskundig Centrum (LVC) und dem Amt für rheinische Landeskunde (ARL) entstanden, soll sie «die Kinderkultur im Wandel der Zeiten präsentieren und vermitteln. . . , wie Kinder ihre eigene Wirklichkeit im Alltag behandeln und formen» (Fritz Langensiepen, Einführung: Spielzeug und Spielwelten. S. 15–22, hier S. 15); für Gestaltung, Ausstellungstechnik und Organisation zeichnen die Fachleute des Rheinischen Museumsamtes verantwortlich; zu den Förderern gehörte neben Stiftungen und Firmen auch das Auswärtige Amt; die MitarbeiterInnen-Liste ist lang (vgl. Anhang S. 353–358). Der Katalog, von *Heinke Jopp* und *Kitty Jansen-Rompen* erarbeitet, umfasst 465 Nummern (neben dreidimensionalen Gegenständen viele Fotografien und Zeichnungen), geordnet unter «Einführung» (Nr. 1–6), «Spielräume draussen» (Nr. 7–94), «Spielräume drinnen» (Nr. 95–253), «Spiel und Brauch» (Nr. 254–345), «Grenzen des Spiels – Kinderarbeit» (Nr. 346–364), «Sammeln und Werbung» (Nr. 365–404) und «Kinderliteratur» (Nr. 405–465). Ein knappes Drittel der Exponate ist abgebildet; Verweise auf die im Katalog verzeichneten und in Aufsätzen verwendeten Fotografien (und Exponate) fehlen. Die Katalogisierung – in Deutsch, Französisch und Niederländisch – ist allgemein gehalten: Neben Objektbezeichnungen sind Datierung, Materialoberbegriffe (z. B. Holz, Metall, Stoff), Masse, LeihgeberIn und Inventarnummer angegeben; Auskunft über Benutzungen, HerstellerIn und Funktion fehlen (bis auf wenige Ausnahmen) ebenso wie Informationen über die zahlreichen Nachbauten (z. B. Vorlage, Datierung). Auch Ausstellungsorte und -dauer der Wanderausstellung sind leider nicht verzeichnet.

Die ebenfalls dreisprachig angelegten Aufsätze bieten – so *Fritz Langensiepen* und *Stefaan Top* im Vorwort – «die theoretischen Positionen, den historischen Überblick und das empirische Fundament» (S. 7). Alle Aufsätze sind in der jeweiligen Muttersprache der AutorInnen geschrieben und mit Abstracts in den anderen Sprachen versehen. Auf die «Einführung: Spielzeug und Spielwelten» von *Fritz Langensiepen* (S. 15–22) folgt *Ingeborg Weber-Kellermanns* zentraler Aufsatz «Die Geschichte der Kindheit und ihre soziokulturelle Bedeutung» (S. 23–42). *Peter Sinkwitz* schliesst mit einer allgemeinen, teilweise agrarromantisch anmutenden Abhandlung über «Kindheit im ländlichen Raum – von dörflicher Kindergesellschaft» (S. 43–58) an. *Ans Gielen-van Bommels* Beitrag (S. 59–72) basiert auf einer 1983 an der Katholischen Universität Nijmegen angefertigten Studie und beleuchtet das (Arbeits-) Leben der Bauernkinder in der Gemeinde Horst (Nord-Limburg) um 1900. *Nadine Dubois-Maquet* nimmt «Un petit costume marin» (S. 73–78) als Zeichen für den sozioökonomisch bedingten Wandel in der Kinderkleidung: vom fortschrittlich-modernen Kleidungsstück im 19. Jahrhundert zum konservativen, nur noch bei der Kommunion getragenen der 1950er Jahre. Seine Privatsammlung von «Figuren aus «Masse»», ausgestellt im luxemburgischen Bech-Kleinmacher, stellt *Prosper Kayser* vor (S. 79–82).

Die vier folgenden Beiträge beziehen sich auf vom ARL und vom LVC erhobene Materialien. Aus der ARL-Kinderspielumfrage 1981/82 wertet *Hildegard Mannheims* zehn ausführlichere Beschreibungen des Jungenspiels «Sautreiben» aus dem Rheinland aus (S. 83–94). Erste Ergebnisse der im Mai 1992 durchgeführten Erhebung «Spielwelten der Kinder im Rheinland von der Jahrhundertwende bis heute» – auf die Befragungsmethode wird nicht differenziert eingegangen, auch fehlt eine kritische Einschätzung des (heute nicht mehr unumstrittenen) Gewährsleute-Prinzips – listet *Ayen Fadel* auf (S. 95–156); der Schwerpunkt liegt auf «Spielräume». Es schliessen sich Auswertungen einer im LVC-Projekt über zeitgenössische Kinderkultur angesiedelten Umfrageaktion in den Jahren 1991/92 an. Beflügelt vom Erfolg der Wechselausstellung 1990/91 «Van engeltjes en bengeltjes – Uit de kindertijd in Limburg vanaf 1900» und dem darin eingebundenen Studientag zum Thema «Kind en levensloop» erfragte das LVC bei GrundschülerInnen des «Westelijke Mijnstreek» schriftlich Festkultur und Kinderspiele und ergänzte die Datenerhebung durch Untersuchungen «vor Ort». *Stefaan Top* analysiert in seinem Beitrag (S. 157–186) heutige im Freien gespielte Kinderspiele mit den zugehörigen Reimen und Liedern; *Eddy Tielmans* wertet die Daten zu «Nikolaus», «Weihnachten» und «Karneval» aus (S. 187–204). Erfreulicherweise gehen beide auch auf die angewandten Methoden ein.

Seit 1982 zeichnet *Helmut Fischer* Spiele in den grossstädtischen Räumen an Rhein und Ruhr auf; er belegt, dass Kinder ihre «Spiele im Freien in verstädterten Bereichen» (S. 205–222) aus einer «Gesamtmenge historischer und aktueller Spiele» (S. 218) auswählen. Den Aufsatzteil beschliesst *Hans-Dieter Kübler* mit einem Beitrag über Kinder und Werbung (S. 223–248), in dem die ökonomische Seite der Werbung zu sehr, die Beziehung der Kinder zur Werbung als KonsumentInnen einerseits und als Werbeträger andererseits hingegen zu wenig berücksichtigt wird.

Der vorliegende Band bietet kein «abgerundetes Bild» zum Thema «Kinderwelten», auch redaktionell zeigt sich dies in den unterschiedlichen Zitierweisen und in den kaum aufeinander abgestimmten Beiträgen. Dass sich der Blick in die Publikation dennoch lohnt, liegt zum einen an den Anregungen, die sich die am Thema «Kindheit» Interessierten bei der Lektüre erarbeiten können, zum anderen am Aufsatz von *Ingeborg Weber-Kellermann*. In einer der letzten Arbeiten vor ihrem Tod im Juni 1993 fasst sie hier in kompakter Weise ihre kulturhistorischen Überlegungen über Kindheit und Kinderkultur, die sie aufs engste mit der Sozialgeschichte der Familie verknüpfte, zusammen. Wie in ihren richtungweisenden Monografien – zuletzt «Die helle und die dunkle Schwelle. Wie Kinder Geburt und Tod erleben.» (München 1994) – verdeutlicht sie, dass «Kinderkultur ... nicht einfach nur eine Summe von Einzelheiten (ist), sondern ein strukturelles System, zusammengesetzt aus den verschiedensten Beziehungsmustern» (S. 24), in dem die Objekte «als Zeichen für das Verhalten der Gesellschaft gegenüber ihren Kindern» (ebd.) fungieren. Bleibt zu wünschen, dass Ingeborg Weber-Kellermann mit ihrer abschliessenden positiven Einschätzung der Kinder der Gegenwart, die für sich «eine autonome Form (finden), Stellung zu nehmen und mit Konflikten umzugehen» (S. 40), die «das erweiterte Feld ihrer alltäglichen jungen Erfahrungen phantasievoll und zugleich vernünftig in ihr Weltbild» (ebd.) einordnen, recht behält.

Gitta Böth

OTTO CARISCH: Rückblick auf mein Leben. Autobiographie eines Pfarrers, Schulmanns, Philanthropen und Lexikographen (1789–1858). Bearbeitet von Ursus Brunold, mit einer Einleitung von Ursula Brunold-Bigler; hg. vom Staatsarchiv Graubünden. Chur: Verlag Bündner Monatsblatt 1993. XVII, 328 S., 15 Abb., Register (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, 4).

Schreiben, so hatte Max Frisch (1911–1991) immer wieder betont, sei ein Vorgang der Erfahrung, und das Schreiben über sich selbst eine Weise der zurechtgelegten eigenen Geschichte. Auch ihm war bewusst: Neu ist dieses Denkmuster nicht. Es findet sich z. B. extensiv gepflegt in der persönlichen Schreibkultur des europäischen Bildungsbürgertums des ausgehenden 18. und verlaufenden 19. Jahrhunderts – mit den historischen Spezifika der Gemengelage von subjektiver und objektiver Identitätssuche und des gebildeten Konversationsstils freilich. An die unzählig überlieferten Briefkorrespondenzen, Tagebücher und Reisebeschreibungen wohlbekannter Persönlichkeiten der Romantik und des Biedermeier denkt man unwillkürlich; ein typisches Beispiel gibt hiervon auch die zwischen 1854 und 1858 entstandene Autobiographie des Bündner Lehrers, Pfarrers, Philanthropen und Lexikographen Otto Carisch (1789–1858), die nach längerer familiärer und archivalischer Verwahrung jetzt in mustergültiger Edition vorliegt.

Otto Carisch ist etwa 65 Jahre alt und gerade im vierten Jahr Pensionär, als er beginnt, Rückschau auf sein Leben zu halten. In erster Linie tut er das für sich selbst: Die gelebten Daten und Fakten werden vergegenwärtigt, um an ihnen entlang die Konturen seines inneren Werdegangs nachzuzeichnen und klar (nicht verklärt!) im Bewusstsein zu haben. In zweiter Linie erst schreibt er für seine Kinder und für die Nachfahren, damit sie ein verständiges Bild seiner Person und seines Handelns erhielten. In beiden Hinsichten geht es Carisch um die gewissenhafte Darlegung seines subjektiven Gewordenseins. Impulse aus der – dem Autor wohlbekannten – literarischen Musterwelt des sog. Entwicklungsromans deuten sich an; als wesentlicher prägend erweist sich bei Carisch aber eine persönliche Erfahrung, das Erlebnis nämlich des Umgangs seiner (zweiten) Frau Iduna mit dem Tod des gemeinsamen Kindes Sophia Magdalena: Damals (1843) schrieb, kaum dass das dreijährige Töchterchen verstorben und im Bettchen aufgebahrt war, seine Gattin den Krankheitsverlauf des Kindes und ihre eigenen Gefühle im Kampf gegen dieses junge Sterben nieder, um, wie sie ihrem erstaunten Manne begründete, «[...] das Bild des geliebten Kindes um so treuer und nachhaltiger in der Seele zu bewahren» (S.225), denn nur durch klare – wir sagen heute: authentische – Bilder würden Erinnerungen möglich. Otto Carisch rührte dies sehr; es erweckte in ihm nicht nur die Liebe zu der aus reinen Vernunftgründen – er war Wittwer mit vier kleinen Kindern – geheirateten Frau; es sollte elf Jahre später Stil und Intentionalität seiner Autobiographie entscheiden.

So kommt, dass die streng chronologisch aufgerollte und durch die Aufenthalts- bzw. Wirkensorte zu vierzehn Kapiteln (mit unzähligen Untergliederungen) gebündelte Lebensgeschichte Carischs nicht zur Leistungsschau gerinnt. Auch er weiss: Den Weg vom einfachen Bauernsohn zum Pfarrer oder Gymnasiallehrer haben schon viele erfolgreich beschritten. Gleichwohl nicht wenig selbstzufrieden mit dem öffentlich und privat Erreichten, beschäftigt Carisch das «Wie?» zum «Das», seine gefühlsmässigen, mentalen und intellektuellen Entwicklungen. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, aus denen er nicht selten zitiert, sind neben dem Gedächtnis seine wichtigsten Quellen. Sie schützen ihn vor Verklärung und Verzerrung des einst Gewesenen, demonstrieren seinen Willen zur Redlichkeit zu sich selbst, nötigen ihm dabei die Anerkennung mancher – im nachhinein so empfundenen – peinlichen Erfahrung, misslichen Situation und unsympathischen Züge ab. Da geht denn auch so mancher Klatsch und Tratsch – die erste Eheschliessung des 38jährigen und «frisch gebackenen» Pfarrers Carisch mit der fast zwanzig Jahre jüngeren Kaufmannstochter Marie Mini 1825 kam aufgrund eines Ortsklatsches zustande! – mit ein. Dies macht die brillant geschriebene Autobiographie durchgehend interessant, hinreissend, unterhaltsam.

Zielstrebig zwar, doch nicht eben geradlinig verlief dieses Leben: Ungern war Carisch Sohn «ungebildeter» Bauern in Sarn, ungern aber auch lernte er Latein in Flerden und Chur, und so wurde während seiner Schülerzeit die Zuwendung zum einen zur Flucht vor dem anderen und umgekehrt; als das Schulziel endlich – mit 22 Jahren – erreicht ist, setzt sich das Hin und Her fort, während der Studienjahre in Bern, Zürich und Berlin die Fachrichtung (evtl. Theologie und/oder Pädagogik), während der Erwerbsjahre in Bergamo, Chur, Poschiavo und wieder in Chur den Beruf (Pfarrer und/oder Lehrer) betreffend. Beides hatte Carisch schliesslich erfüllt, letzteres hatte ihn erfüllt. Irritationen bereitete dem aufstrebenden Mann das Zugehörigkeitsgefühl zu den gebildeten Gesellschaftskreisen des Grossbürgertums und des Adels: Als Gast war er bei deren Geselligkeitspflege gern gesehen, aber eben nur – wie er nach einem Abweis amouröser Neigung einmal schroff erfahren musste – als Gast. Er war immer dabei, gehörte aber nie dazu. Dennoch: Von der Wichtigkeit der Bildung und des intellektuellen Umgangs mit «gebildeten» Menschen blieb Carisch ungebrochen überzeugt. Immer wieder kommt er in seiner Auto-

biographie darauf zu sprechen, reflektiert er Bildungsnotwendigkeit und Bildungsmöglichkeit als Grundvoraussetzung individueller und sozialer Persönlichkeitsentwicklung. In diesem Konnex entfaltet er seine Gedanken über Kindererziehung, Liebe, Frauentugenden und Ehe, stets darauf bedacht, deren Repräsentativität bzw. Allgemeingültigkeit mit korrelierenden Auffassungen historischer und zeitgenössischer Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens durch Werk- und Briefzitate zu belegen. Das hebt seine Autobiographie über den Status eines «bloss» lebensgeschichtlichen, privaten Rückblicks hinaus. Eine zusätzliche Besonderheit stellt dar, dass nicht Carisch, sondern seine Frau Iduna den «Rückblick auf mein Leben» schliesst: Sie zeichnete die nicht selbst erlebten Todesumstände ihres Mannes nach Augenzeugenberichten nach und fügte diese bei.

Als Verfasser des *Rätoromanischen Wörterbuchs* (2. Aufl. 1852), als Übersetzer des Neuen Testaments in das Oberländer Romanische (1856) und der Predigten William Ellery Channings und Benedetto Iseppis (beide 1853) und als «Entdecker», Förderer und Freund der berühmten Sarner Dichterin Nina Camenisch ist Otto Carisch schon oft gewürdigt worden. Sein Name ist ein Begriff. Mit der Veröffentlichung seiner Autobiographie wird er nun erstmals – gerade 145 Jahre nach seinem Tode – auch als Person und Gesellschaftschronist bekannt. Die Edition, in formaler Präsentation (Druckqualität, Inhaltsverzeichnis, Abbildungen), historischer Texttreue und wissenschaftlichem Apparat (Anmerkungen, Personen-, Orts- und Sachregister) weitsichtig von Ursus Brunold besorgt und sensibel mit einer Einführung von Ursula Brunold-Bigler versehen, bildet eine abermalige Würdigung Otto Carischs. Jedem an bürgerlicher Sozial-, Sitten- und Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts Interessierten sei dieser Band als eindrucksvolle Quelle anempfohlen.

Erika Lindig

HEIDRUN ALZHEIMER-HALLER: Frauen in der Volkskunde, in der empirischen Kulturwissenschaft, der Europäischen Ethnologie/Ethnographie und Kulturanthropologie in Deutschland. Würzburg 1994. 448 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 55 = Bio-Bibliographisches Lexikon der Volkskunde. Vorarbeiten, 7).

«Frauen in der Volkskunde» – das stattliche Buch ist weder eine fachgeschichtliche Aufarbeitung weiblicher Wissenschaft noch eine Vision für die Zukunft – was der Titel theoretisch auch vermuten liesse. Frauen in der Volkskunde ist ein «Who is who» mit 729 Namen von Volkskundlerinnen aus Deutschland. Das alphabetische Nachschlagewerk, besonders das Register nach Arbeitsfeldern, machen das Buch zu einem wertvollen Hilfsmittel für die Volkskunde und ihre Nachbardisziplinen, aber auch für Medien, kulturpolitische Institutionen und andere potentielle Arbeitgeber (S. 17). Dies könnte dazu beitragen, dass in einer künftigen Ausgabe nicht mehr 35% der Volkskundlerinnen als *Taxifahrerinnen* oder in der *Ungewissheit eines Promotionsversuchs* u. a. m. (S. 16) aufscheinen.

Die Publikation verdankt ihr Entstehen dem Engagement einer Einzelperson. Heidrun Alzheimer-Haller ging es um mehr als eine blosser Auflistung möglichst aller Volkskundlerinnen in Deutschland. Das Vorwort enthält zunächst einen Überblick zum Stand des bio-bibliographischen Unternehmens innerhalb der deutschsprachigen Volkskunde (dem die hier bewiesene Ausdauer und Effizienz weiblicher Arbeitsweise wohl anstehen würde), wobei auch die schwierige Entstehung vorliegender Publikation nachgezeichnet wird: Auf verschiedensten Wegen mussten die Namen der Fachfrauen eruiert werden; die Reaktion auf die Recherche war bei einer gewissen Institution *gleich Null* (S. 9). Von den schliesslich 729 im Verzeichnis enthaltenen Volkskundlerinnen antworteten nur 406 auf den Fragebogen. Heidrun Alzheimer erörtert die verschiedenen Motive der Zurückhaltung. Skepsis (Stichwort Datenschutz als Beispiel) ist an sich verständlich; der Vorwurf positivistischer Kompilation dagegen ungegerechtfertigt (S. 10f.). Allen Schwierigkeiten zum Trotz wurde ein praktisches Arbeitsmittel geschaffen, das über seine Nützlichkeit hinaus z. B. auch der Anonymität im Wissenschaftsbetrieb entgegenwirkt.

Schade ist, dass nicht der gesamte deutschsprachige Raum erfasst werden konnte. Eine besondere Schwierigkeit stellen die schnell veraltenden Daten dar: Zusätzlich zu Wohnortwechseln denke ich an Namensänderungen (einzelne Fachvertreterinnen sucht vergeblich, wer nicht über das volkskundliche Buschtelefon den Namen ihres Gatten erfahren hat – hoffentlich macht frau bei der Namengebung in Zukunft von den neuen gesetzlichen Möglichkeiten vermehrten Gebrauch). Doch sind mit Rubriken nach fachrelevanten Publikationen (à jour bibliographiert), beruflicher Laufbahn usw. die sachdienlichsten Informationen gut erhoben. Über die Auswahlkriterien der aufzunehmenden Personen kann man verschiedener Meinung sein (Diskussion auf S. 13 über Vertreterinnen anderer Disziplinen auf volkskundlichen Arbeitsfeldern). Unumstritten bleibt wohl, dass die Schar der selbsternannten Volkskundlerinnen nicht berücksichtigt wurde. Gerade deshalb dürften sich die 44% der nicht antwortenden, ausge-

bildeteten Volkskundlerinnen zu einer Mitarbeit auffragen. Denn für Frauen scheint ein «Wer ist wo» und «Wer schreibt was» wichtiger zu sein als das «Who is who» (S.8). Das Unterfangen könnte zu einer Art Netzwerk für Volkskundlerinnen werden – für die (wie die Publikation zeigt) oft in fachfremden Arbeitsbereichen tätigen Frauen ein lohnendes Ziel.

Werner Bellwald

GUDRUN SILBERZAHN-JANDT: Vom Pfarrberg zum Hitlerplatz. Fünf Filderdörfer während der Zeit des Nationalsozialismus: eine Topographie. Filderstadt: Stadtarchiv Filderstadt 1994. 240 S., Ill. (Filderstädter Schriftenreihe zur Heimat- und Landeskunde, 9).

Lokalstudien über die Zeit des Nationalsozialismus waren noch vor wenigen Jahren oft eine Sache einzelgängerischer Hobbyforscher. Der Zugang zu den Archiven musste nicht selten vor Gericht erstritten werden. Autoren wurden als «Nestbeschmutzer» beschimpft und hatten mit drastischen Anfeindungen zu kämpfen: Das «schreckliche Mädchen» Anna Rosmus aus Passau sorgte weltweit für Schlagzeilen. Ganz anders sieht die Entstehungsgeschichte der vorliegenden Arbeit von Gudrun Silberzahn-Jandt aus. Der Gemeinderat Filderstadt beauftragte die Wissenschaftlerin des Ludwig-Uhland-Instituts im nahegelegenen Tübingen mit der «Aufarbeitung» der NS-Zeit. Die aus diesem Auftrag resultierende Dissertation ist jetzt ungekürzt als Band 9 der «Filderstädter Schriftenreihe zur Heimat- und Landeskunde» erschienen.

Filderstadt entstand als Resultat der Gemeindereform der siebziger Jahre aus dem Zusammenschluss der einstigen Bauerndörfer Bernhausen und Sielmingen und der Arbeiterdörfer Bonlanden, Harthausen und Plattenhardt. Die Autorin beginnt ihre Studie mit einem Blick auf das einst unterschiedliche kulturelle, soziale und wirtschaftliche Gefüge dieser Filder-Gemeinden. Wahlanalysen der turbulenten Urnengänge, die der Machtübernahme durch die NSDAP 1933 vorangingen, und ein Sozialprofil der führenden lokalen NS-Prominenz mit dem Befund «ausgeprägter Mittelstandsbauch» (Lehrer, Handwerker, Kaufleute) leiten über zum zentralen Untersuchungsthema, der «Topographie des Nationalsozialismus auf den Fildern».

Im Lokalen vollzieht sich die «Machtergreifung» auf der Ebene der Symbole besonders deutlich. Der Uhlbergturm, ein beliebtes Ausflugsziel, wird in einer Nacht- und Nebelaktion noch vor 1933 mit einem grossen Hakenkreuz bemalt; ein Symbol, das – wie die Autorin anschaulich belegt – den Alltag des «Dritten Reiches» unübersehbar begleiten wird. Ein Regimegegner empfindet die «Hitlerlinden» vor der Kirche in Bernhausen als besonders penetrante Vertreter der NS-Ideologie. Er sägt sie nach dem Krieg kurzentschlossen ab. Das Kapitel «Räume» führt den Leser über die Filderorte, verharrt beim Thema Wirtshäuser, wo ein öffentlicher Meinungsaustausch nicht mehr ungehemmt stattfinden kann, und die Autorin zeigt anhand ihrer Beschreibung der Wohnverhältnisse dörflicher Arbeiterfamilien, dass auch ein Rückzug ins Private kaum möglich ist.

Anders als ein historischer Blickwinkel ermöglicht das Raster der volkskundlichen Fragestellung nach der Alltagskultur manchen lebhaften Einblick in die kleine Welt der Dörfler. Ein Beispiel: die Pendelfahrten der Arbeiter in die nahe Grossstadt zum Arbeitsplatz. In den Weimarer Jahren ist das «Anschreiben» beim Busfahrer, genau wie beim Kaufmann um die Ecke, Gewohnheitsrecht. Die Fahrgäste zahlen ihre Fahrkarten, wie es ihre Geldbörse erlaubt, manchmal erst am Wochenende. Das wird unter den braunen Machthabern anders. Die solidarische Gemeinschaft der Schwarzfahrer wird zum besonderen Dorn im Auge des Herrn K., des Amtswalters der NS-Organisation der Handels- und Gewerbetreibenden und Handwerker, der mit Kontrollen, Denunziationen und Schikanen den «marxistisch kommunistische(n) Elemente(n)» unter den Fahrgästen auf den Leib rückt und alle erreichbaren Instanzen bemüht, um eine Änderung dieser lässigen Zahlungsmoral zu erzielen.

Im Zeichen der neuen Zeit wird nicht nur stramm in den Krieg marschiert, auch Fremde stolpern mit ihren Holzschuhen über die Dorfstrassen. Der nahe Flughafen erfordert die zusätzliche Arbeitskraft ausländischer Zwangsarbeiter und ausgemergelter KZ-Häftlinge, und die heimlich gereichten Essensbrocken gehörten zu den – nachträglich konstruierten? – Leitmotiven in den Zeitzeugenerzählungen. Das schlechte Gewissen erzählt schliesslich moderne Märchen: In den Massengräbern im Sumpf werden Körper gefunden, die nicht verwesen, und die Angst vor Wiedergängern, die ihre letzte Ruhe nicht finden können, ist bis heute lebendig.

Die Autorin hat eine Reihe ehemaliger Zwangsarbeiter aus den Niederlanden interviewt und ihre Erinnerungslücken und unterschiedlichen Erfahrungen und Sichtweisen für den Leser nachvollziehbar dargestellt. Das fehlt für die Aussagen der (einstigen) ortsansässigen Zeitzeugen. Die Erinnerung geht gerade bei langjährigen Tabuthemen seltsame Wege und gibt nicht alles in einem einmaligen Gesprächstermin preis. Eine Beschreibung der zögernden Schritte in eine immer deutlicher werdende Vergangenheit hätte der Arbeit noch mehr Farbe verliehen.

Marie-Elisabeth Rehn

ALBERT SPYCHER: Die Asphaltgrube im Val-de-Travers – ein Kapitel schweizerischer Bergbaugeschichte. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1994. 68 S., 34 Abb. (Altes Handwerk, 61). [Gleichzeitig als Nummer 61a auch in französischer Sprache unter dem Titel «Les mines d'Asphalte de la Presta, Val de Travers» erschienen].

Publikationen zur kulturellen Seite des Bergbaus in der Schweiz sind selten – auch die Reihe «Altes Handwerk» beherbergte Knochensieder, Feldmauser, Bürstenmacher u. a. m., bis mit Heft 61 erstmals die Mineure Einzug hielten. Der eigentliche Anlass zu vorliegender Publikation aber war, wie schon bei früheren Nummern dieser Reihe, ein Film. *Les Mineurs de la Presta* (1973) ist inzwischen zum historischen Dokument avanciert, wurde doch die Grube 1986 aufgelassen: Seit der Industrialisierung haben Schweizer Bergwerke nur in Krisen- und Kriegszeiten Konjunktur; die Asphaltmine bei La Presta im Val-de-Travers (Neuchâtel) war eine seltene Ausnahme, die über Jahrzehnte einen kontinuierlichen Betrieb aufrechterhalten und ihre Produkte erfolgreich exportieren konnte. Denn nicht Kohle oder Erze (die im Ausland in x-fach mächtigeren Flözen und Bändern gewonnen werden), sondern Asphalt baute man im Neuenburger Jura ab. Seit 1873 die *Neuchâtel Asphalte Company Limited* gegründet wurde, hielt die Produktion (freilich mit Schwankungen und unter rasanten technischen Veränderungen in Grubenbetrieb und Verarbeitung) über 100 Jahre lang an – für Schweizer Verhältnisse singulär. Allein in den 1860er bis 1880er Jahren wurden in Paris, Washington, Berlin, London, Rom, Budapest usw. an die vier Millionen m² Stampfasphalt verwendet, die in erster Linie aus der Neuenburger Mine stammten. Diesem Erfolg verdankt eine in Knappenfahne und Barbaratag ansatzweise fassbare (und für die Schweiz wiederum seltene) Bergbaukultur ihre Existenz.

In kurzen Kapiteln klärt der Autor zunächst die sprachliche Verwirrung zwischen Asphalt, Bitumen und Teer, trägt mit Akribie Informationen zu Geschichte und Verwendung des Asphalts im Altertum zusammen und stellt die ausländischen Asphaltlagerstätten vor – während anschliessend die in der Schweiz nebst dem Val-de-Travers einzige Lagerstätte (Monte San Giorgio, Gemeinde Serpiano in der italienischen Schweiz) nur kurz gestreift wird.

Im Detail unterrichtet uns Spycher weiter über die Geschichte der Mine Travers und die technischen Tüfteleien zur Anwendung des Asphalts. Nach fragmentarischen Nachrichten aus dem 16. und 17. und Schwierigkeiten in der Asphaltanwendung im 18. Jahrhundert weist eine Anekdote der 1840er Jahre auf den Übergang von der regional operierenden Mine in Richtung industriellem Betrieb: An die Stelle der Dorfhonoratioren, Kleingewerbler und auswärtigen Forscher tritt nun u. a. Fabrikant Suchard, der als Geschäftsleiter der Asphaltminen auf seinen Reisen künftig für mehr als nur für Schokolade werben wird. Nach einigen (durchaus üblichen) Konzessionswechseln sichert die erwähnte englische Gründung von 1873 dem Empire die Asphaltversorgung – und dem Val-de-Travers kontinuierliche Verdienstmöglichkeiten. Während des Ersten Weltkrieges allerdings erleidet das stark exportorientierte Unternehmen massive Einbussen (1918 noch ca. 10% der Vorkriegsproduktion). Dasselbe wiederholt sich im Zweiten Weltkrieg: Die geschlossenen Grenzen sorgen für eine Hausse des Schweizer Bergbaus; die Asphaltmine aber beschränkt sich mit stark reduzierter Belegschaft auf eine minimale Produktion und auf Aufschlussarbeiten, um dem wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Krieg entgegenzuarbeiten.

Weitere, mit anschaulichem Bildmaterial versehene Kapitel erläutern Arbeitsabläufe: das Absprengen in den Stollen, der Transport nach draussen, das Zerkleinern des asphalthaltigen Gesteins, das Aufkochen von Asphaltrohmehl und Giessen in Blöcke (die später auf Baustellen wieder aufgekocht und als Gussasphalt verwendet werden). Gleichzeitig treffen wir auf markante Stationen der Betriebsgeschichte: Das letzte Grubenpferd wurde erst 1975 (!) ausgemustert – archaische Zustände in einem Grubenbetrieb, den der Konkurrenzdruck erst um 1970 zu Mechanisierung, zu Rationalisierung der Arbeiten unter Tag zwang (Grubenloks, Traxe, Camions). Seit Schliessung der Mine (1986) importiert und vertreibt eine Nachfolgerfirma in den bestehenden Anlagen Asphalt aus Trinidad, während ein zweites Unternehmen die Stollen zur Touristenattraktion ausbaute. Ein Kurzbeschrieb zum Film von 1975, ein Überblick zur beruflichen Entwicklung vom Asphalteur des 19. Jhs. zum Strassenbauer und Bausoleur der Gegenwart sowie ein Résumé schliessen das Heft ab.

Gegen Ende des Heftes tauchen vermehrt volkskundliche Aspekte auf: Der Barbaratag, die *Société Sainte Barbe* (im reformierten Umfeld eine Hilfskasse ohne religiöse Note, dafür mit höchst aufschlussreichem Bussenregister), die Knappenfahne. Die kurzen und in indirekter Rede zusammengefassten Interviews beschränken sich auf einen Mineur, einen Chef-Mineur und den Sohn eines Grubenarbeiters. Es macht den Anschein, dass auch hier mehr das Quantitative als das Qualitative interessierte, dass die Gespräche eher als Ergänzung schriftlicher Quellen (z. B. Fakten der betrieblichen Organisation) dienten. Nur knappe oder keine Aufmerksamkeit erfährt die Mine im Vergleich zu anderen Verdienstmöglichkeiten, die Rekrutierung und Ausbildung der Belegschaft, Differenzen zwischen Mine und

Gemeinde oder Mine und angrenzender Landwirtschaft oder regionalem Gewerbe, die Erfahrungen der Menschen in- und ausserhalb des Bergwerks – Fragen, die zugegebenermassen schwierig zu bearbeiten sind und (nicht nur der Quellenlage wegen) den Rahmen dieser Reihe sprengen; vielleicht wäre aber eine analysierende Einbettung der vorhandenen Materialien in das sozioökonomische Umfeld realisierbar gewesen. Auch der Aufstieg der Mine zu einer der «kulturellen» Attraktionen der Gegend (inkl. der Herstellung von Schinken, der in 220° heissem Asphalt gekocht wird) hätte zu einigen Überlegungen über die wirtschaftliche Lage und das Selbstverständnis in einer Region führen können, die mit überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit konfrontiert ist. Auch dass die als *Monographie* konzipierte Publikation das in La Presta greifbare historische Bildmaterial und die aufschlussreichen Statistiken der lexikalischen Kompilation von Daten zum Asphalt im Altertum und der kultisch-medizinischen Bedeutung des Asphalts vorzog, mögen manche bedauern. Dies ändert aber nichts daran, dass man die hierzu-lande nicht allzu zahlreichen Bergwerksmonographien gerne um einen neuen, mit Engagement und aufschlussreichem Bildmaterial realisierten Titel bereichert sieht.

Werner Bellwald

HARRY KÜHNEL (Hg.): Wallfahrt und Alltag in Mittelalter und früher Neuzeit. Internationales Round-Table-Gespräch, Krems an der Donau, 8. Oktober 1990. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1992. 352 S., Tab. (ÖAW, Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 592 = Veröffentlichungen des Instituts für Realienskunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, 14).

Wiederum legt das Institut für Realienskunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Krems die Druckfassung eines internationalen Round-Table-Gesprächs, diesmal vom Herbst 1990, vor, das sich mit der Wallfahrt befasste und dabei von der Frage ausging, inwieweit dieses Phänomen als ein Teil des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Alltags zu verstehen sei. Der Band vereinigt insgesamt zwölf Beiträge von Wissenschaftlern aus den Fachbereichen Allgemeine Geschichte, Volkskunde, Literaturwissenschaft, Religions- und Sozialgeschichte und bietet damit ein illustratives Beispiel für unterschiedliche Forschungsansätze zur gleichen Thematik.

Zu Beginn warnt *Wolfgang Brückner* vor einer zu einseitigen Nomenklatur der Wallfahrt und macht deutlich, dass die Forschung zwischen Prozession, Pilgerschaft und Devotionswallfahrt klar zu unterscheiden habe. *Jan van Herwaarden* gibt interessante Beobachtungen zum Sozialprestige einzelner Wallfahrten. Die Regelmässigkeit mittelalterlicher Wallfahrten konnte, wie *Bernhard Schimmelpfennig* zeigt, verschieden gefördert werden: durch das alljährlich wiederkehrende Hauptfest eines Heiligen oder einer christlichen Festwoche, durch zyklische Jubeljahre (wie in Rom mit dem seit 1300 erstmals verliehenen Jubelablass) oder durch kombinierte Festtage (wie in Santiago de Compostela, wo ein Jubelablass immer dann versprochen wurde, wenn das Jakobsfest auf einen Sonntag fiel). Infolge steigender Konkurrenz versuchten einzelne Wallfahrtsstätten mit Hilfe verschiedener Werbeträger durch Wort und Bild Pilger von ihrer besonderen Qualität und Wirkung zu überzeugen. «Ein besonderes Anliegen bestand darin» – so *Harry Kühnel* in seinem wichtigen Beitrag – «möglichst alle sozialen Schichten anzusprechen und demgemäss bei allen Krankheiten, Unfällen, Sorgen und Nöten der Gläubigen Abhilfe oder wenigstens Linderung schaffen zu können» (S. 109). Anhand hochmittelalterlicher Mirakelberichte zeigt *Constanze Hofmann-Rendtel* die bereits einsetzende Konkurrenz einzelner Orte. Wallfahren konnte als religiöser Wert ambivalent sein, gut oder schlecht, je nach Einschätzung und Bewertung von Theologen, wie *Klaus Schreiner* zeigt. *Ronald C. Finucane* untersucht, wie Bewohner ausserhalb von Hereford in England auf den kurz nach dem Tod des Bischofs Thomas Cantilupe von Hereford († 1282) etablierten Heiligenkult reagierten. «Südeuropa wurde von den Skandinaviern in weit geringerem Masse als fern und fremd empfunden als Skandinaviern von Mittel- und Südeuropäern. Im Spätmittelalter scheint auch in Skandinavien die zahlenmässige Zunahme der Pilgerfahrten mit einer Radiusverengung einhergegangen zu sein» (S. 235) – so die Ergebnisse einer Studie von *Christian Krötzl* über «Wallfahrt und <Ferne>». *Maria Wittmer-Butsch* geht den Wunderheilungen in früh- und hochmittelalterlichen Mirakelberichten unter historischem und psychologischem Aspekt nach; es falle auf, dass jedenfalls im Hochmittelalter nur wenige wirkliche Betrugsfälle ausfindig zu machen seien. Im Blick auf repetitives, habitualisiertes bzw. routiniertes Verhalten als Elemente des Alltags eines Menschen untersucht *Barbara Schuh* spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Wunderberichte aus Altötting und Tuntenhausen. *Friederike Hassauer* befasst sich mit «Schriftlichkeit und Mündlichkeit im Alltag des Pilgers am Beispiel der Wallfahrt nach Santiago di Compostela»: «Die Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela ist oraler Raum, den Schriftraum institutionalisiert. Ihre Vollzugsdimension ist oral, ihre Programmatik ist skriptural» (S. 280). *Peter M. Spangenberg* schliesslich analysiert aus so-

zial- und mentalitätshistorischer Perspektive altfranzösische Mirakelerzählungen des 13. Jahrhunderts. Insgesamt ein gelungener Band, der durch die verschiedenen Frageansätze die Komplexität des Themas vergegenwärtigt.

Peter Oxsenbein

BASIL SCHADER/WALTER LEIMGRUBER (Hg.): Festgenossen. Über Wesen und Funktion eidgenössischer Verbandsfeste. Basel, Frankfurt a.M.: Helbing & Lichtenhahn 1993. 418 S., Abb.

Das Buch entstand im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 21, «Kulturelle Vielfalt und nationale Identität». Das Forschungsteam war ein interdisziplinäres, was der Qualität sicher zugute kam; mitgearbeitet haben junge WissenschaftlerInnen aus Volkskunde, Geschichte, Germanistik und Ethnologie. Die Forschungsarbeit erstreckte sich über zweieinhalb Jahre, was sieben eidgenössische und viele kleinere Feste mit einschloss. Die vorliegende Publikation enthält acht Beiträge, die auf den unterschiedlichsten Quellen wie auch direkter empirischer Arbeit beruhen. Die Einleitung von *Basil Schader* erläutert das Thema und die Fragestellungen der Teilprojekte; weiter wird kurz über Methodik und Forschungsstand berichtet.

Im ersten Beitrag, geschrieben von *Walter Leimgruber*, erhält der Leser einen guten Überblick über den Aufbau der Turnfeste und ihre historische Entwicklung, welche stets von zeitgenössischer Politik beeinflusst war. *Basil Schader* widmet sich der organisatorischen Seite der Verbandsfeste. Hier sollen Fragen wie: Warum setzen sich die OK-Mitglieder einer solchen Mehrbelastung aus? Wie werden diese Leute eruiert? Was sind die Kriterien für ein gelungenes Fest? usw. eine Antwort finden. *Rolf Gollob* («Heimat auf Zeit») will dem Leser das Festerlebnis aus der Sicht der Teilnehmer näherbringen. Er zitiert dazu zwei Interview-Protokolle in extenso, eines mit einem Arbeitersänger, das andere mit einem Jodler, und wertet sie im Hinblick auf seine Theorie aus. Der einzige französischsprachige Beitrag stammt von *Flavio Baumann* und ist dem Schwingen gewidmet. Der Autor erläutert nicht nur diese Sportart selbst, mit allen Assoziationen, die sie hervorruft, sondern gibt auch Beobachtungen des Eidgenössischen Schwingfests von Stans 1981 aus verschiedenen Blickwinkeln wieder. Befragungen vermittelten dabei Aufschlüsse über die verschiedenen Gefühle und Eindrücke, die bei aktiven und passiven Teilnehmern entstanden. *Walter Leimgruber* berichtet über die schweizerischen Frauenturntage. Das Thema wird von der historischen Seite her aufgerollt und in Beziehung zu Ideologie und Moral gestellt. Sehr schön kommt hier zum Ausdruck, dass diese moralische Haltung zwar die Frauen betrifft, aber ihnen von den Männern auferlegt worden ist. Der Titel des sechsten Artikels spricht für sich: «Frauen am Männerfest». *Waltraut Bellwald* thematisiert die verschiedenen Rollen, die Frauen an den Verbandsfesten einnehmen können und dürfen: die Frau als Festproduzentin, als Partizipantin, als Konsumentin etc. Um selektive Wahrnehmung und Erinnerung geht es *Rolf Gollob* und *Walter Leimgruber*. Sie arbeiteten mit vier Gewährspersonen zusammen, um anhand von alten Photos die subjektiv wichtigen Ereignisse bei «Eidgenössischen» in deren Gedächtnis zurückzurufen. Das liest sich spannend.

Abschliessend versucht *Basil Schader* die Einzelbeiträge in einen Gesamtzusammenhang zu bringen und angeschnittene Themen nochmals aufzugreifen. So geht es um die partizipierenden Menschengruppen und deren Perzeption, um den ritualisierten Aufbau von Verbandsfesten und schliesslich um eine Verknüpfung der Eidgenössischen Feste mit unserer Gesellschaft, unserem Weltbild und der kulturellen Diversität der Schweiz. Dabei weitet sich der Blick über die Grenzen der Verbandsfeste hinaus. Zum Schluss seien die Photos von Katri Burri und Iren Stehli erwähnt, die die Artikel ergänzen und oft genau das einfangen und ausdrücken, was die Beiträge in Worte zu fassen suchen.

Barbara Staebler

SUZANNE CHAPPAZ-WIRTHNER: Le Turc, le Fol et le Dragon. Figures du carnaval Haut-valaisan. Neuchâtel: Institut d'ethnologie; Paris: Maison des sciences de l'homme 1995. 440 p., ill. (Recherches et travaux de l'Institut d'ethnologie, 12).

A partir de données recueillies pendant de multiples séjours répartis sur six ans dans trois bourgades contiguës du district de Brigue dans le Haut-Valais, Mme Chappaz est parvenue à construire la représentation d'un carnaval, qui – outre les traits constitutifs de tout carnaval – présente des aspects spécifiques. Ceux-ci sont dus à des rivalités interlocales qui remontent au Moyen Age et qui se sont manifestées de manière assez vive depuis la fin des années soixante sous l'influence de changements économiques, sociaux et politiques.

La démarche de l'ethnologue s'étaye sur la riche contribution de l'histoire récente sans laquelle les relations conflictuelles entre les trois collectivités restent incomprises.

Parmi les trois bourgades, la suprématie revient à Brigue, au moins jusqu'aux années 1960. Brigue a fondé en 1903 une société carnavalesque, le «Türkenbund» (la Ligue des Turcs) et fut jusqu'en 1965 la Mecque incontestée du carnaval dans le Haut-Valais.

Mais en 1966, quelques notables de la communauté voisine de Glis fondèrent une société concurrente, la «Bäjizunft» (la Confrérie des Pommes de pin). L'exemple fut suivi par la communauté de Naters qui fonda la société carnavalesque des «Drachentöter» (Tueurs de dragon). Les trois sociétés se replièrent d'abord sur leurs territoires respectifs, les deux nouvellement fondées se créèrent des emblèmes spécifiques. Par la suite, elles renforcent leur identité par des actions visant leurs rivales et des supercheries envers les collectivités voisines.

En présentant les trois sociétés carnavalesques – les Turcs de Brigue, les Fols de Glis et les Tueurs de dragon de Naters – Mme Chappaz fait l'analyse de la provenance socio-économique et de l'appartenance politique ainsi que de l'âge des membres. Il en ressort qu'il s'agit d'hommes adultes, originaires de l'endroit et proches du pouvoir économique et politique. Autrement dit, c'est le pouvoir local qui définit l'image de l'identité collective présentée dans le carnaval et qui contrôle l'élaboration des «sujets» à présenter au public.

L'image souhaitée et prônée par les trois sociétés carnavalesques établies et les formes plutôt rigides de leur mise en scène, n'est cependant pas du goût de toutes les couches de la population et certainement pas des moins de vingt ans, tenus à l'écart des grandes sociétés du fait de leur jeune âge.

Il n'est donc pas étonnant que de petits groupes d'adolescents, composés d'apprentis et d'étudiants, se soient réunis en vue de créer leur propre fête. Revêtant les déguisements les plus variées et parcourant les trois bourgades, ils déclenchent l'approbation enthousiaste des jeunes de leur âge. Le caractère subversif de ces groupes indépendants s'exprime dans l'irrespect manifesté par rapport aux conventions imposées par les sociétés carnavalesques établies et par l'organisation d'un charivari contestataire à l'aube du Jeudi gras de 1983, avec l'injonction de faire le plus de bruit possible.

Quant à la thématique de leurs déguisements et de leurs productions scéniques, elle se distingue nettement de celle des sociétés d'adultes, restreinte à la sphère locale. Les adolescents, eux, présentent la dimension cosmique de l'identité collective, une identité élargie donc. Leurs manifestations critiques (qui impliquent toujours la conscience de la norme) dénoncent et tournent en dérision, soit par des images, paroles, textes écrits, sketches, les transgressions portant atteinte au bon sens ou à la nature. Le persiflage et la dérision s'expriment aussi – comme au carnaval de Bâle et ailleurs en Suisse alémanique – au moyen de la «Schnitzelbank» (banc de persiflage). Le terme désigne (selon l'excellent glossaire à la fin du volume) «une strophe satirique rimée et chantée dont la dernière ligne contient la pointe». Un certain nombre de ces strophes, chantées le plus souvent en dialecte alémanique haut-valaisan, est reproduite de manière authentique dans le texte, ce qu'apprécieront certainement les lecteurs germanophones que nous souhaitons nombreux. Au contraire des fameux «Schnitzelbänke» de Bâle, qui persiflent volontiers des événements nationaux ou même internationaux et trouvent par là un écho dans les médias, la compréhension des «Schnitzelbänke» de Brigue, Glis et Naters suppose un savoir que partagent seuls les indigènes au courant de la vie locale.

Au chapitre VII de son livre, Mme Chappaz analyse les déguisements et les images présentés par les groupes contestataires en les soumettant à l'éclairage des théories de Mikhaïl Bakhtine («L'œuvre de François Rabelais et la culture populaire au Moyen Age») et de Emmanuel Le Roy Ladurie («Le Carnaval de Romans»). Ces deux auteurs considèrent le carnaval comme une fête subversive allant éventuellement jusqu'à la rébellion, comme ce fut le cas en 1579/80 à Romans, ville située sur l'Isère dans le Dauphiné. Cette rébellion fut, comme l'a montré Le Roy Ladurie, matée par le pouvoir et finit par un massacre.

Selon Suzanne Chappaz, «l'exemple de Romans fait apparaître le carnaval comme «outil social» dont disposent différents groupes au sein d'une collectivité pour exprimer leurs tensions et les antagonismes qui les dressent les uns contre les autres. Le carnaval n'est pas rite d'intégration ou rite de subversion, il est par essence ambivalent et présente simultanément deux aspects, seul le contexte dans lequel il se déroule détermine le pôle qui l'emporte.»

Arnold Niederer

CLAUSDIETER SCHOTT/EVA PETRIA SCHULER (Hg.): Festschrift für Claudio Soliva zum 65. Geburtstag. Zürich: Schulthess 1994. IX, 409 S., Ill.

«Rechtshistoriker gehören zu den bedrohten Tierarten.» Mit dieser Feststellung beginnt *Govaert van den Bergh*, Emeritus für Rechtsgeschichte an der Universität Utrecht, seine Ausführungen zum Thema «Rechtsgeschichte wozu?», die er zu der anzuzeigenden Festschrift für den Zürcher Rechtslehrer Claudio Soliva beigegeben hat. Und in der Tat: Die Rechtsgeschichte, die der Jubilar vertritt, ist im gesamten europäischen Hochschulbereich bedroht. Aber keine der mit ihr in Konkurrenz getretenen Disziplinen ist, und da unterscheidet sich von van den Bergh, in der Lage, die sich auftuende Lücke zu schliessen. Soliva hat stets auch das geltende Recht mit vertreten und begegnet so von vornherein dem gelegentlich zu hörenden Vorwurf, mit Rechtsgeschichte würden sich nur diejenigen befassen, die den Anschluss an das geltende Recht verpasst hätten. Als geschätzter Universitätslehrer in Zürich und an der Handelshochschule St.Gallen, zuletzt noch in Freiburg i.Ue., hat er auch wissenschaftlich ein zeitlich und räumlich weites Feld bestellt, welches sich in den zu seinen Ehren verfassten insgesamt 25 Beiträgen widerspiegelt. Sie reichen vom geltenden (schweizerischen) Recht über rechtsgeschichtliche Themen des Mittelalters und der frühen Neuzeit bis hin zum klassischen römischen Recht.

Wenigstens ein Beitrag, den man der Volkskunde zuschreiben kann, ist enthalten und erinnert so an Solivas rund 15 Jahre dauernde Tätigkeit als Mitarbeiter der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie für den Bereich der Rechtlichen Volkskunde, welche das der Festschrift beigegebene Verzeichnis der Schriften des Jubilars leider nicht aufführt. *Ernst Ziegler* berichtet in seinem Beitrag «Laurenz und Anna – eine Liebesgeschichte aus dem alten St. Gallen» von zwei jungen Leuten, deren Eltern sich einer Heirat der beiden widersetzen. Laurenz Högger und Anna Schlumpf, die offenbar vorehelichen Verkehr miteinander hatten, wurden deshalb 1648 vom Rat der Stadt St. Gallen nach einwöchiger Untersuchungshaft zu Geldstrafen verurteilt und mit einem zweijährigen Heiratsverbot belegt. Eine Liebesgeschichte wurde es dennoch nicht ganz: Jeder heiratete später einen anderen Partner. Die Studie gibt ein schönes Bild von den gesellschaftlichen Verhältnissen im nachreformatorischen St. Gallen, wo die Eltern bei der Heirat ihrer Kinder darauf achteten, dass die richtigen Sippen zusammenkamen.

Louis Carlen berichtet über die Rhone und ihre Rechtsgeschichte, *Theodor Bühler* über die Annahme an Kindes Statt im antiken Rom und im Mittelalter. *Hermann Baltl* zeichnet ein Bild der Geschichte der Untersuchungshaft im Rahmen der Entwicklung des Rechts auf persönliche Freiheit.

Gleich drei Beiträge befassen sich mit lehensrechtlichen Themen, worunter die vorzügliche Abhandlung von *Hans Rudolf Hagemann*, «Bonifacius Amerbach und der Württembergische Felonieprozess», besondere Erwähnung finden soll, ist sie doch für das Herzogtum, welches 1995 sein 500jähriges Bestehen feiern kann, und seine Rechtsstellung von zentraler Bedeutung. Hagemann beschäftigt sich mit der Gutachtertätigkeit des Basler Humanisten und Juristen Amerbach für das Haus Württemberg in der Auseinandersetzung mit den Habsburgern. Nachdem Ferdinand von Habsburg dem württembergischen Herzog am 13. Januar 1548 eine Klage auf Konfiskation und Heimfall des württembergischen Lehens hatte zustellen lassen, beschäftigte der auf dem Zivilrechtsweg ausgetragene Rechtsstreit die bedeutendsten Juristenfakultäten der Zeit wie Bologna, Bourges, Orléans, Poitiers und eben auch Basel. Amerbach fand, dass Württemberg die besseren Argumente für sich hatte, und die Entwicklung sollte ihm recht geben. Der Heimfall eines verwirkten Lehens ist auch das Thema von *Martin Salzmann*, der Motive und Hintergründe eines Prozesses aus dem Thurgau des 16. Jahrhunderts darstellt. Und schliesslich behandelt *Clausdieter Schott*, Mitherausgeber der Festschrift, das Lehensrecht der Abtei St. Gallen am Beispiel der südbadischen Herrschaft Ebringen.

Karl S. Bader kann über seine persönlichen Begegnungen mit Andreas Bertalan Schwarz (1886–1953) berichten, der bis 1930 in Zürich und danach in Freiburg i.Br. Professor für römisches Recht war, bis ihn sein jüdisches Schicksal nach Istanbul führte. Anhand des Briefnachlasses, welcher in das Archiv der Zürcher Dokumentationsstelle für Universitätsgeschichte gelangte, hat Baders Schülerin *Vereena Stadler-Labhart* einige Facetten aus dem Leben des jüdischen Gelehrten nachgezeichnet. Eine Biographie des Bündner Humanisten und Juristen Caspar von Capal (1490–1540), eines Schülers von Ulrich Zasius, zeichnet *Karlheinz Burmeister*. *Heiner Lück* unternimmt Datierungsversuche einer frühneuzeitlichen Rügegerichtshütte in der Heimat des Verfassers des Sachsenspiegels.

Mit dem sog. Strasser-Handel beschäftigte sich das kaiserliche Hofgericht in Rottweil nur kurz und verwies den Rechtsstreit nach Zürich. Es ging um die angebliche Unterschlagung von acht Scheiben, also rund 700 kg Salz, deren der Winterthurer Kaufmann Konrad Strasser beschuldigt wurde. *Christa Tobler* geht in ihrem Beitrag «Jedes Körnchen kostet ein Träne» dem spätmittelalterlichen Salzhandel in Winterthur nach.

Die weiteren Themen sollen hier nur angedeutet werden. Wer über den Gläubigerschutz im schweizerischen Erbrecht (*Hans Ulrich Walder*) oder über die Entwicklung des Urheberrechts bei Johann Caspar Bluntschli (*Manfred Rehbinder*) oder im Tessin (*Mario M. Pedrazzini*) etwas erfahren will, dem sei diese Festschrift nachdrücklich empfohlen; ein bunter Strauss für einen vielseitigen und allseits geschätzten Hochschullehrer.

Herbert Schempf